

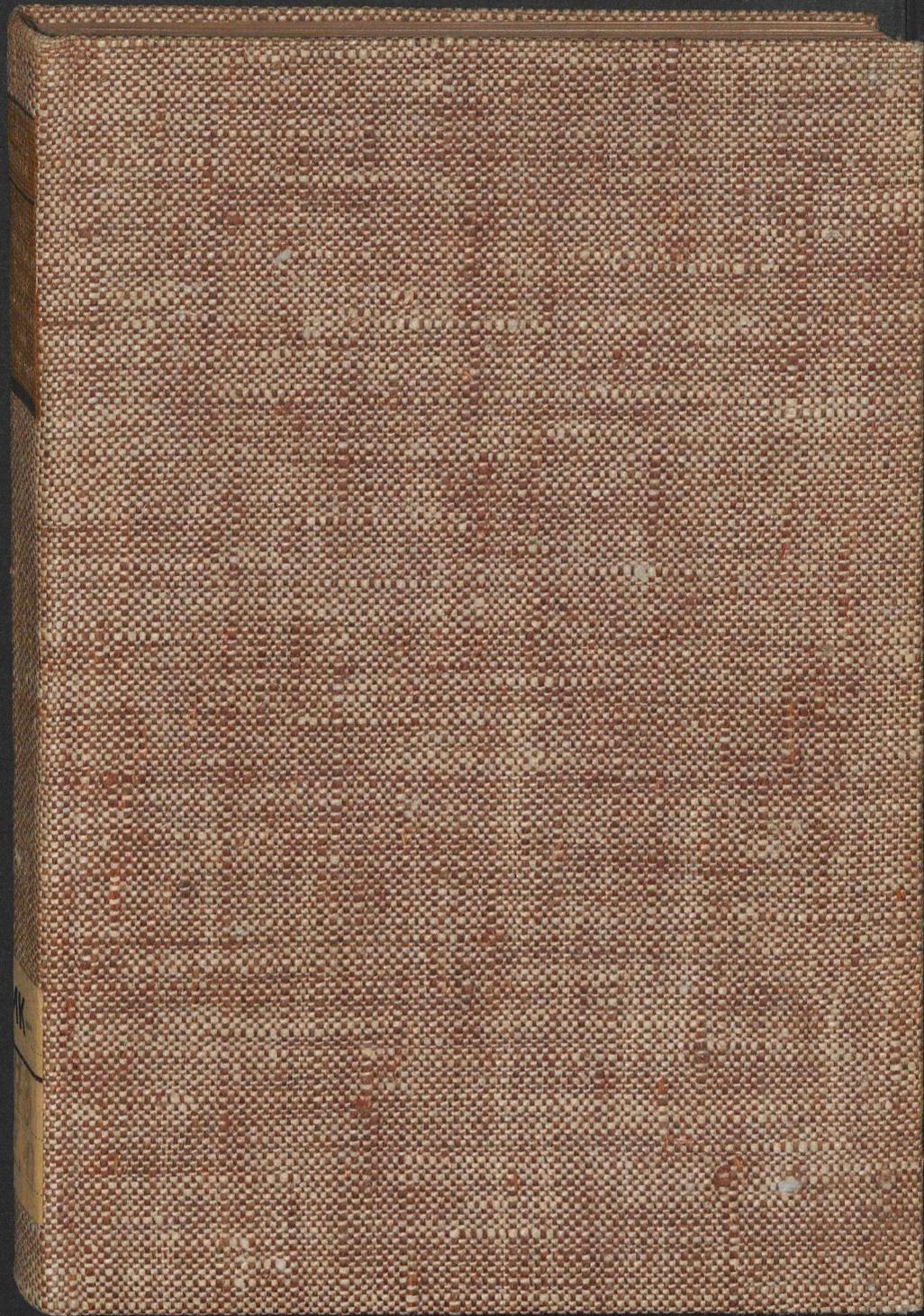
Hans Witte

Von Mecklenburgs Geschichte und Volksart

[Schwerin]: Leipzig: Mecklenburgische Gesellschaft: Offizin Haag-Drugulin AG, 1932

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1046941135>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext



mk-73 (II, 1)
kos. - ka.

M 4294

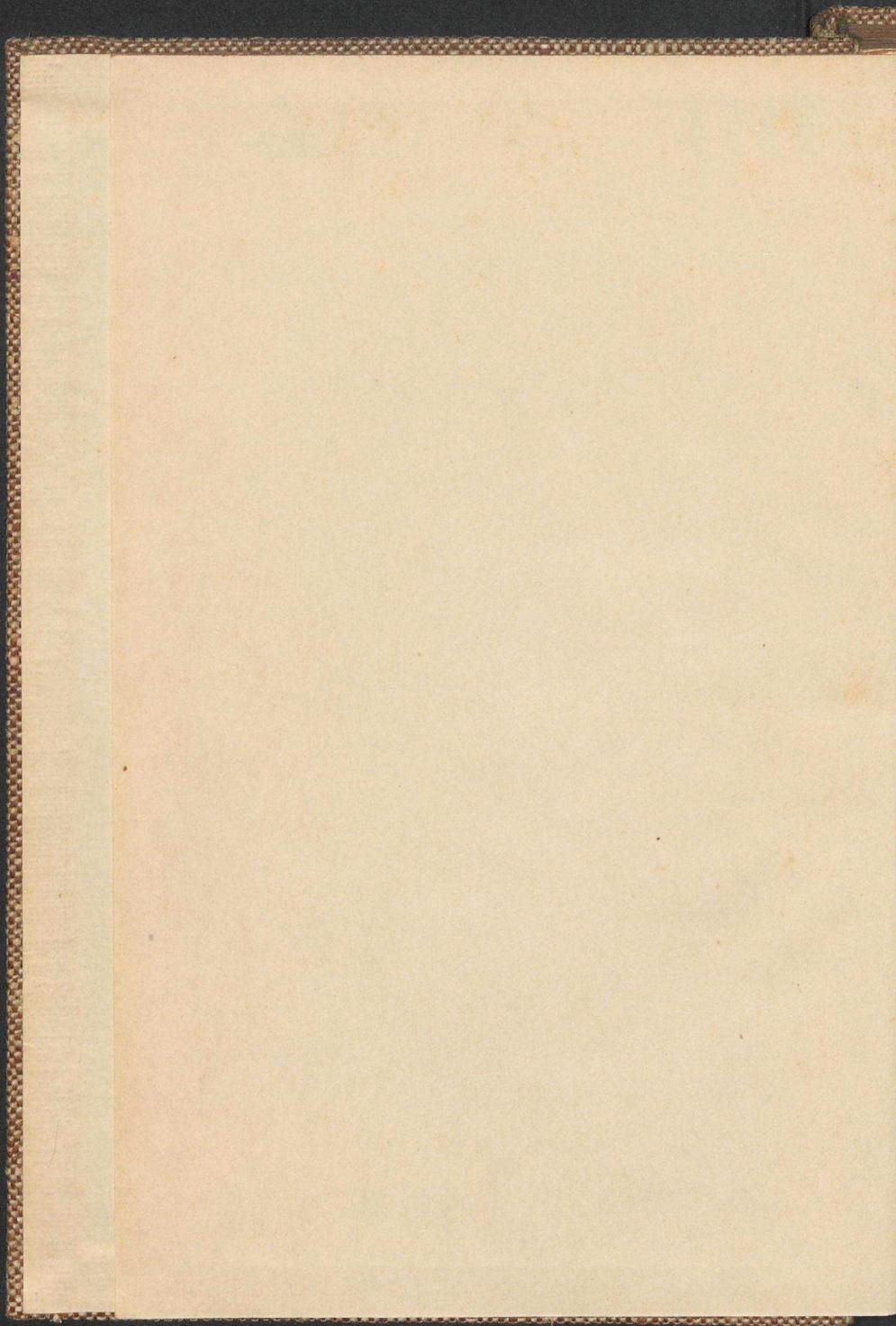
Becken.



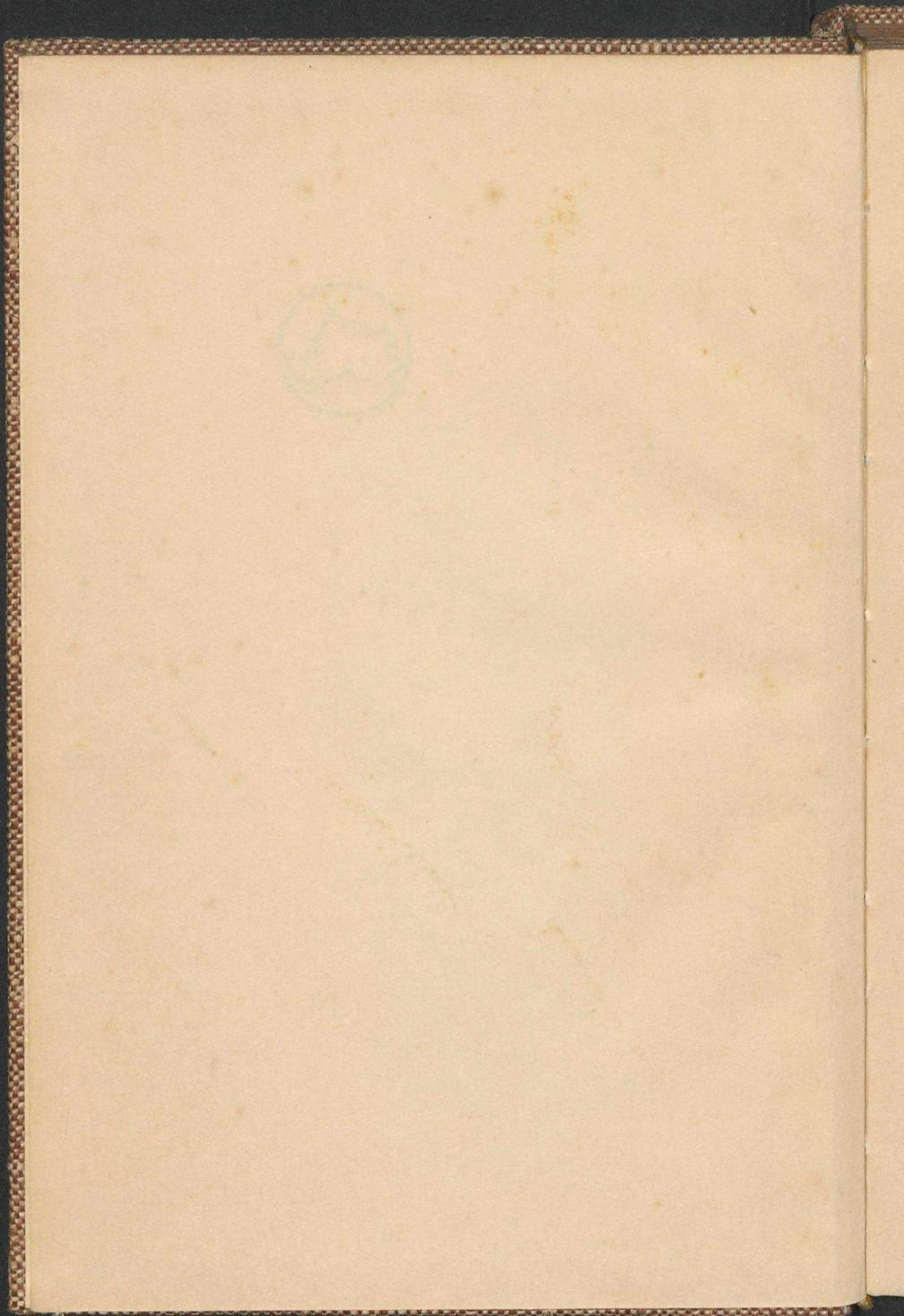
UB Rostock

28\$ 010 131 698









Von Mecklenburgs Geschichte
und Volksart

von

Dr. Hans Witte

Archivdirektor in Neustrelitz

1931/1932

Mecklenburgische Gesellschaft

Mit 8 Abbildungen

Universitäts-
Bibliothek
Rostock

1932, XIII, 42

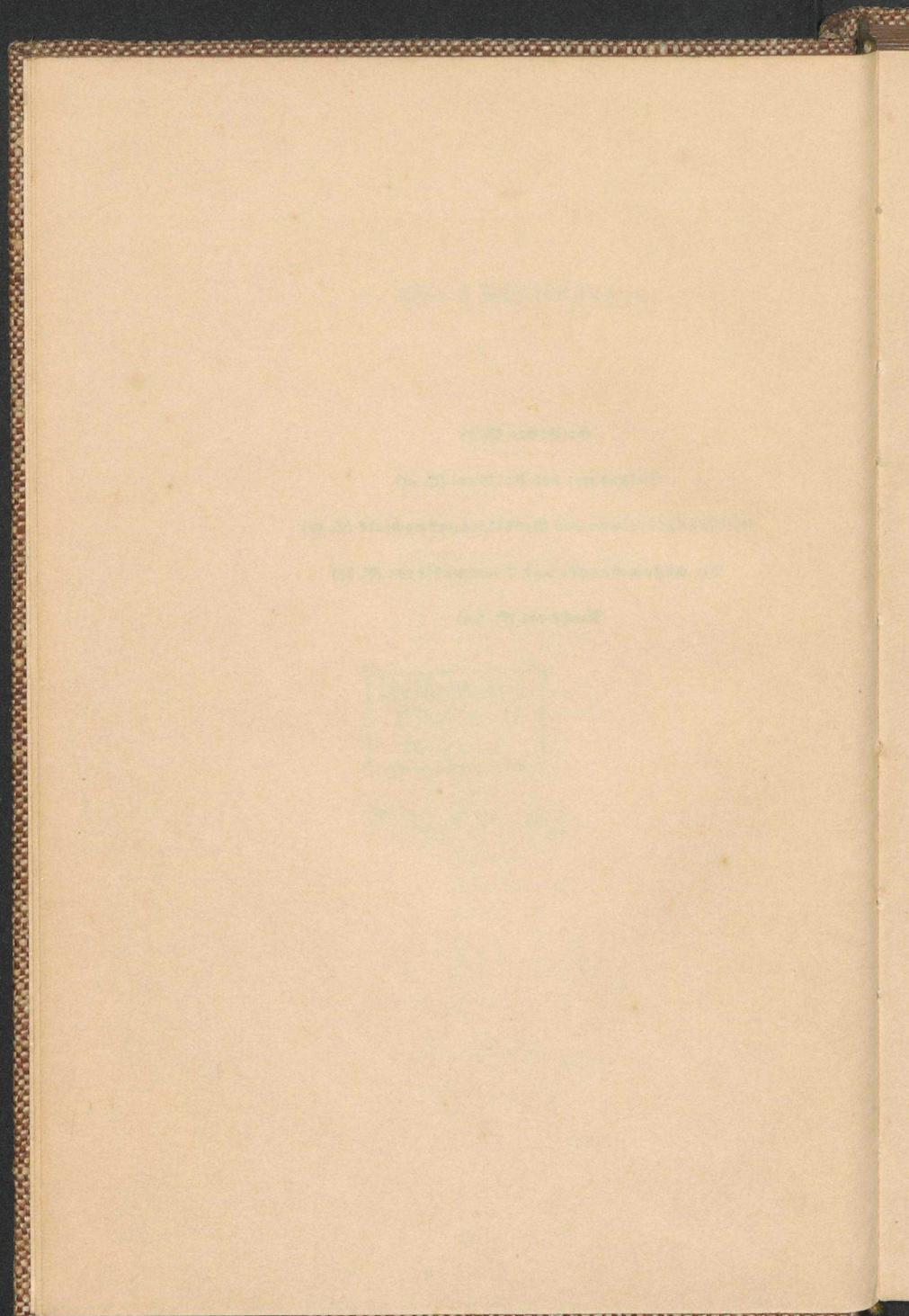
Geschichte (S. 7)

Entstehung der Volksart (S. 45)

Erklärungsversuche des Bevölkerungswechsels (S. 57)

Die Abstammungs- und Stammesfrage (S. 83)

Nachwort (S. 109)



Geschichte

Durch die That eines Mannes ist Mecklenburg in das helle Licht der Geschichte hineingestellt worden. Als der Sachsenherzog Heinrich der Löwe durch seinen Sieg über den Dbotritenfürsten Niclot (1160) dem jahrhundertelangen Kampf um das Südgestade der Ostsee die Entscheidung gab, da war nicht nur eine Zeitwende neuen deutschen Geschehens weit über das engere Gebiet dieses Kampfes hinaus angebrochen, da begann auch für Mecklenburg die wirkliche Geschichte.

Was immer wir vorher an Schicksalen unseres Landes erfahren — sei es aus meist zusammenhanglosen Aufzeichnungen von Geschichtschreibern, die sämtlich ihren Wohnsitz außerhalb unseres Landes hatten; sei es aus dem Nachlaß älterer Geschlechter, den mühselige Spatenarbeit dem Erdboden entriß; sei es durch die nicht weniger mühevollen und nicht selten bedenkliche Deutung alter

Namen — dies alles gehört doch noch der Vorgeschichte an. Erst als mit dem Siege des Deutschtums die Kunst des Schreibens ihren Einzug in das Heidenland hielt, erst von da an konnte es im Lande selber zu schriftlichen Aufzeichnungen kommen, konnten mecklenburgische Urkunden und allmählich auch eine mecklenburgische Geschichtschreibung ergiebiger Kunde geben von dem, was in unserm Lande vorging.

Einer der größten und stolzeſten Augenblicke deutscher Vergangenheit, da das heidniſche Wendentum niedergedrungen vom Deutschtum am Boden lag, war also die Geburtsstunde der mecklenburgischen Geschichte und — wir dürfen es wohl schon vordringend ſagen — auch des mecklenburgischen Menschen. Hinwiederum iſt mit der Befestigung und dem Ausbau des Werkes Heinrichs des Löwen, ſelbſt wenn man ſie nur in der Beſchränkung auf unſer mecklenburgiſches Land betrachten wollte, keineswegs lediglich mecklenburgiſche Geſchichte gemacht worden; ward doch damit der Grund gelegt für die Sicherſtellung eines erweiterten Lebensraumes für unſer deutſches Volk. So iſt an der Schwelle der mecklenburgiſchen

Geschichte diese von der deutschen Geschichte kaum zu sondern. Das Ineinandergreifen ist so innig, daß im Zusammenhang der deutschen Dinge keinesfalls gemißt werden kann, was zu jenen Zeiten in unserer engeren Heimat geschah. Es ist geradezu grundlegend für die Weiterentwicklung deutschen Wesens geworden.

So ist es auch geblieben, als zu den zwei um das Südgestade der Ostsee ringenden Völkern, den Deutschen und den Wenden, sich als drittes die Dänen gesellten. Schon zu Zeiten Heinrichs des Löwen war das Streben der Dänen nach Eroberung und Besitz im südbaltischen Slawenland deutlich genug und auch keineswegs erfolglos. Doch der gewaltige Sachsenherzog wußte sie in Schranken zu halten. Erst durch seinen Sturz wurde die Bahn für die Dänen frei. Die Schicksalsfrage der südbaltischen Lande wurde noch einmal gestellt. Nicht mehr handelte es sich jetzt darum, ob diese Lande in Zukunft deutsch oder wendisch sein sollten. Das Wendentum war gebrochen und ohne jede Möglichkeit einer Wiederauferstehung. Jetzt handelte es sich nur noch um Deutsch oder Dänisch.

Zweimal hat Mecklenburg mit einigen Nachbarländern die Dänenherrschaft ertragen müssen. Zweimal hat es an ihrer Abschüttelung mitgewirkt, am glanzvollsten bei der kühnen Gefangennahme des Dänenkönigs Waldemar II. und an dem Siegestage von Bornhöved, dessen siebenhundertste Wiederkehr wir 1927 feiern konnten. Auch dies zugleich eine hervorragende Tat deutscher Geschichte, eine Wegebereitung deutscher Zukunft, der dadurch die Ostsee auf unabsehbare Zeit wieder erschlossen und ein unermessliches Ausbreitungsgebiet eröffnet wurde.

So hat Mecklenburg — gerade im Beginne seiner Geschichte — lange im Brennpunkt weltgeschichtlicher Kämpfe und Entwicklungen gestanden. Aber die Welle sieghaften Vordringens des Deutschtums gen Osten rollte in raschem Lauf über unser Land hinweg. Bald hörte es auf, Grenzmark des Deutschtums gegen die Völker des Ostens zu sein. Je weiter die Woge des Deutschtums gen Osten vordrang, je mehr Länder sie deutscher Sprache und Gesittung zurückgewann, um so mehr wurde Mecklenburg zu einem innerdeutschen Binnenland, dessen unverrückbare Ostseegrenze allein noch am

Rande blieb. Um so fremder wurde es auch den großen Kämpfen um die Erweiterung des deutschen Lebensraumes, aus denen es selber ja erst vor kurzem herausgeboren war. Es wurde zu einem abgeschiedenen, stillen Winkel, in dem ein in sich zurückgezogenes, selbstgenügsames Wesen immer mehr überhand nahm, je mehr das Reich von seiner Höhe herabsank und schließlich gar zu einem Schemen verblasste.

Und dennoch! Was weiter östlich für die Ausbreitung deutschen Wesens errungen wurde, daran ist das deutsch gewordene Mecklenburg keineswegs unbeteiligt gewesen. Immer wieder haben die älteren Kolonisationsgebiete — und zu diesen gehörte ja Mecklenburg — ihren rasch angesammelten Menschenüberschuß an jüngere Kolonisationsgebiete weitergegeben. So blieb die Volksströmung nach Osten einstweilen noch in starkem Fluß. Und so hat auch Mecklenburgs Kraft an der Gewinnung des Ordenslandes mitgewirkt. Schon 1218 hat Heinrich Burwy I., der eben erst dem heidnischen Wendentum entwachsene Sohn des noch ganz wendischen und erst in vorgeschrittenem Alter getauften Fürsten Pribislaw, einen Kreuzzug

gegen die heidnischen Liven und Esten im Baltenslande unternommen. Dies und daß er ein Sidam Heinrichs des Löwen war, läßt den tiefen Wandel erkennen, der ihn, den Fürsten von rein wendischer Abstammung, in die Gemeinschaft deutschen Lebens und Denkens hatte hineinwachsen lassen; der ihn auch vermochte, die noch von seinem Vater für die deutsche Einwanderung gesperrte, das nördliche und östliche Mecklenburg umfassende Herrschaft dem deutschen Siedlerstrom wieder zu öffnen und damit auch in diesen überwiegenden Teilen Mecklenburgs den Grund für seine spätere deutsche Volksart zu legen. Noch unter seinem Enkel Johann I. († 1264) war das Wendentum hier so bemerkbar, daß von diesem Fürsten auch eine volkstümliche wendische Benennung „Knese Janete“ überliefert wird. Ein einzigartiges Denkmal erhalten gebliebenen Wendentums in unserm Lande! Das einzige und letzte dieser Art.

Johanns I. Sohn, Heinrich, genannt der Pilger, der Urenkel Heinrich Durwys I., hat sogar zwei Züge nach Livland unternommen (nach 1260 und 1267). Wieder und wieder ist Mecklenburgs Volksüberschuß weiter nach Osten gedrungen, hat neuen

Volksboden für das Deutschtum gewinnen helfen. Die ritterlichen Geschlechter, die wir nach der Niederwerfung des Wendentums aus Holstein, der Altmark, dem Braunschweig-Lüneburgischen, dem Harzgebiet, ja aus Westfalen und Flandern in Mecklenburg eindringen und Fuß fassen sehen, setzten hier nicht durchweg ihrer Wanderung ein Ziel. Nicht wenige von ihnen ergriffen nach kürzerem oder längerem Verweilen erneut den Wanderstab, zogen weiter nach Vorpommern und Rügen, ja nach Hinterpommern bis in die Danziger Gegend, selbst bis ins ferne Baltenland. So die Ertheneburg, die Hindenburg, Kerkow und Walsleben aus der Elbgegend und der Altmark über Mecklenburg nach Pommern. Vielleicht auch die Penz, von denen sich eine Linie — allerdings mit anderem Wappen — in Pommern findet. Jedenfalls auch die Camin, die Coz, Eren, Sconzvelde, Rodenbefe. Vor allem aber das große Geschlecht der Godebusz mit den aus dem Halberstädtischen stammenden Aderstedt, Schade, Schwanbeck, Wockenstede in die Gegend von Tribsees. Und mit ihnen wanderten Hinterfassen, Diensfleute und Bauern. Noch bei Friedrichs des

Großen Siedlungswerk in den durch Polens Teilung gewonnenen Gebieten haben Mecklenburger eine deutlich hervortretende Rolle gespielt. Bis endlich ihr Hauptstrom abgelenkt wurde in das große Massengrab deutschen Volkstums Nordamerika. Doch selbst dann noch hat ein schwaches, aber nie völlig versiegendes Bächlein mecklenburgischer Ostwanderung weitergesichert bis in die neuesten Zeiten und sich in die östlichen Provinzen Preußens, nach Polen, ja bis tief nach Rußland verlaufen.

Während so deutsche Volkskraft aus Mecklenburg schon von den Zeiten an, da die Verdeutschung dieses Landes selber noch im Werden war, in näheren und ferneren Erdräumen teils sich zusammenballte zu neuem Aufbau und Vordringen, teils aber unterging als Kulturdünger unter fremdem Volk, sank das Land, von dem diese Kraftäußerung ausging, mehr und mehr zurück in ein selbstgenügsames Stilleben. Dynastische Landesteilungen, die sich immer und immer wiederholten bis in die neuesten Zeiten hinein, innere Fehden, unnütze Grenzkriege mit den Nachbarn, endlose Streitigkeiten der Landesherrschaft mit den Stän-

den füllen fortan die Blätter der mecklenburgischen Geschichte mit erschütternder Eintönigkeit.

Wer in alledem einen Zug ins Große suchen wollte, würde sich bald schwer enttäuscht abwenden. Allenfalls könnte man in der Zähigkeit, Verschlagenheit und Verwegenheit, ja in der bis auf die höchste Spitze getriebenen Starrheit, mit der die Ritterschaft in unaufhörlichem Kampfe mit der Landesherrschaft ihr eigenes Herrschaftssystem zur entscheidenden Macht im Lande gestaltete und bis an die Schwelle unserer Tage ungemindert aufrechtzuerhalten wußte, eine gewisse Größe erblicken — wenn es sich dabei um wirklich große Dinge gehandelt hätte. Hätten die großen Güter unserer Nation solche Verteidiger gefunden; hätten Schärfe des Geistes und vor allem Kraft des Willens, ein starkes bis zum Ausersten getriebenes und durch alle Geschlechtsfolgen unerschütterlich festgehaltenes Zielbewußtsein ihnen so hingebend und mit so restlosem Einsatz gedient, wahrlich! es stände besser um uns. Aber darin zeigt sich wieder der Fluch der deutschen Zerrissenheit, daß solche Kräfte des Geistes und des Willens für die Gesamtheit der Nation nicht nutzbar gemacht werden

konnten und sich austoben mußten in der dumpfen Enge des kleinen Heimatsbezirks, wo die Schaffung von etwas wirklich Großem, weithin Heilbringendem nicht möglich war und es nur zum Aufbau und zu einer über alle Wahrscheinlichkeit hinaus gesteigerten Erhaltung einer Institution langte, die am Ende nur noch als Kuriosität erschien. Das allerdings im größten Ausmaße!

Es ist nicht so, wie es ein neuer Roman (Friedrich Griese „Der Herzog“) darstellt, als hätte dem unaufhörlichen Kampfe der Ritterschaft gegen das Fürstenhaus letzten Endes der Gedanke der Nationalität zugrunde gelegen, als hätte der weitaus überwiegend deutschstämmige Adel seine Landesfürsten als Wendenabkömmlinge bekämpft — in Auswirkung gerade dieses Gegensatzes. Die dunklen Triebe, die fast unbewußt aus dem Untergrunde des Blutes emporsteigen, sind nicht leicht greifbar. Soviel aber steht fest, daß zu der Zeit, da die mecklenburgische Ritterschaft als in sich geschlossener Stand mit zielbewußter Entschlossenheit den Kampf mit dem Fürstenhause aufnahm, nicht mehr von dessen ursprünglich wendischer Art übrig war, als eine Erinnerung aus entlegenen

Zeiten. Hatte sich doch das Fürstenhaus schon seit Heinrich Burwys I. Zeiten, also seit Anfang des 13. Jahrhunderts, mit aller Entschiedenheit dem deutschen Wesen zugewandt. Schon die Kinder dieses Fürsten waren dem Blute nach nur noch Halbwenden, dem Geiste nach Volldente. Und mit jeder der nun folgenden, fast ausschließlich deutschen Eheverbindungen stieg der deutsche Blutanteil weiter bis zu völliger Verflüchtigung des wendischen. In der Ritterschaft aber glaubte man bis in die neueste Zeit ebenfalls Erinnerungen an wendische Abkunft zu haben — sogar in Geschlechtern, wo dies völlig ausgeschlossen erscheint. Man wollte auch im Punkte der wendischen Herkunft dem Fürstenhause nicht nachstehen.

Ewig schade, daß soviel Schärfe des Geistes, soviel Kraft des Willens, soviel beharrliche Zähigkeit kein größeres Ziel für ihre Betätigung finden konnten. Der Geist der Furchtlosigkeit, Stärke, Rücksichtslosigkeit, Steifnacktigkeit und Zielbewußtheit, wie er in unserer Ritterschaft lebte und selbst dem Teufel die Stirn bot — „Wat geit di Düwel min Supen an?“ — wäre auch zum Aufbau eines wirklich großen Werkes von unvergänglichem

Werte für unser Volk befähigt gewesen, zumal wenn er mehr mit Gemeinsinn und Selbstlosigkeit gepaart gewesen wäre. Auch dieser Mangel ist wohl eine Wirkung der engen Verhältnisse des kleinen Landes, die hohem Streben keine dankbaren Ziele boten.

Gewiß ist in das Stilleben der mecklenburgischen Geschichte auch manches Größere eingestreut. Glanzvolle Ausichten schien der wiederholte Griff nach den Kronen des Nordens zu eröffnen, der — unter Albrecht dem Großen besonders nachdrücklich anpackend — doch stets an der Machtlosigkeit des kleinen Landes scheitern mußte. Weiterbauend auf der bescheidenen Machtgrundlage, die sein Vater Fürst Heinrich der Löwe — nicht zu verwechseln mit dem großen Welfen — in seiner kampferfüllten Regierung (1287—1329) aus dem Gewimmel winziger Teilherrschaften gestaltet, zum nicht geringen Teile aber mit seiner brandenburgischen Gemahlin Beatrix in Gestalt des Stargarder Landes erheiratet hatte, war der Sohn Albrecht, den man später den Großen nannte, samt seinem jüngeren Bruder Johann durch kaiserliche Huld (1348) zur herzoglichen Würde erhoben worden.

Mecklenburg ward dadurch unter gleichzeitiger Aufhebung der sächsischen Oberlehnsherrschaft reichsunmittelbar. Zehn Jahre später (1358) erlangte es durch die käufliche Erwerbung der Grafschaft Schwerin nahezu seinen vollen und endgültigen Territorialbestand. Es fehlten nur noch die Stiftsländer der Bistümer Schwerin und Rügen, die lange nach den übrigen Hauptbestandteilen erst durch den Westfälischen Frieden (1648) an Mecklenburg kamen.

Das Emporkommen Mecklenburgs unter Albrecht dem Großen, der sich schon als Wiederhersteller der Herrschaft seines obotritischen Ahnen Niclot fühlte, fiel zeitlich zusammen mit den Anfängen des großen Städtebundes der Hanse. Welche Aussichten eröffneten sich jetzt an der Ostsee?! Schon waren die vor kurzem noch slawischen Lande ihres Südgestades weit über Mecklenburg hinaus erfüllt von eingewanderten Massen deutscher Bevölkerung. Ein wie durch ein Wunder hervorgezaubertter Kranz junger deutscher Städte zierte ihre Gestade. Nicht allein die südlichen. Auch auf der schwedischen Insel Gotland war die Hauptstadt Wisby schon seit langem der Sitz einer zahl-

reichen deutschen Bevölkerung. Und auch die Städte der schwedischen Festlandküste hatten sich dem Strom deutscher Ostwanderung aufgetan. Die Hauptstadt Stockholm war damals von einer überwiegend deutschen Bevölkerung bewohnt. Und nun bestieg ein deutscher Fürst aus dem Hause Mecklenburg, der gleichnamige Sohn Albrechts des Großen, den schwedischen Königsthron (1363). Zur schwedischen konnte sich leicht noch die norwegische Krone gesellen. Und zu alledem hatte der ältere Bruder Heinrich des neuen Schwedenkönigs noch begründete Aussicht auf den dänischen Thron. Die Möglichkeit, alle drei Kronen des Nordens noch auf den Häuptern seiner Söhne zu sehen, lag für den Vater Albrecht gar nicht so fern! Was hätte hier heranreifen können, wenn hinter solchen Hoffnungen und Aussichten, die zum Teil ja schon verwirklicht waren, eine starke, gefestigte Macht gestanden hätte?! Schon ein zielvolles Zusammenwirken mit der aufblühenden Großmacht des Nordens, der Hanse, hätte dem Unternehmen einen starken Rückhalt bieten können. Doch daran hat es gefehlt, und Mecklenburg war ein zu kleines Land, um selbst zusammen mit seinen Bundesge-

nossen Machtmittel, wie sie hier erforderlich waren, dauernd in die Waagschale werfen zu können. So konnte es nicht anders kommen. Trotz blendender Erfolge wurde aus dem großen, man kann sagen weltgeschichtlichen Unternehmen ein Abenteuer — ein mißlungenes. Ein Abenteuer allerdings, in dem das kleine Land erstaunliche kriegerische Kräfte entwickelte, die mit deutschen und schwedischen Bundesgenossen zusammen nicht allein in dem vielumkämpften Schweden, sondern auch daheim gegen deutsche Widersacher durch lange schwere Kriegsjahre das Feld siegreich behaupteten. Doch als der alte Herzog Albrecht mitten aus der Vorbereitung neuen Kampfes hinweggerafft wurde (1379), da war ihm schon seine dänische Hoffnung in nichts zerronnen. Er, der das Haus Mecklenburg erhöht hatte wie keiner seiner Vorfahren, dem Glück und Erfolg geblüht hatten wie wenigen Sterblichen, mußte mitten in Mißerfolg und Niedergang von hinnen scheiden. Denn erschreckend schnell ging es nun mit der schwedischen Herrlichkeit bergab. 1389 war auch der schwedische Traum ausgeträumt, König Albrecht als Gefangener in den Händen seiner Feinde. Doch

selbst nach diesem Zusammenbruch war die kriegerische Kraft des mecklenburgischen Stammes noch nicht erschöpft. In und um das überwiegend deutsche Stockholm, in Finnland und auf Gotland wurde noch durch Jahre weitergekämpft, und die große Seeplage der Vitalienbrüder, die sich hieraus entwickelte, blieb noch länger eine Geißel der Nordmeere, ja noch weit über 1402 hinaus, wo ihr bekanntester Führer, der wahrscheinlich aus Wismar stammende Claus Störtebecker, gefangen und hingerichtet wurde.

„Gottes Freunde und aller Welt Feinde“, wie sie sich selber nannten, waren sie bald Parteigänger der Mecklenburger, bald und namentlich zuletzt schlechthin Seeräuber. Aus allen Windrichtungen zusammengeströmte verwegene Gesellen, müssen sie doch Mecklenburger in sehr beträchtlicher Zahl unter sich gehabt haben. Namentlich unter den Führern tritt die Zahl mecklenburgischer Edelleute stark hervor. Unter den Hauptleuten erscheinen von ihnen Marquard Preen, Ritter Basse von Kaland, Eppold Kumpeshagen, Arnd Stük, Heinrich Lüchow, Bertram Stöckelb (Stöcklet?), Henning Manduvel, Heinrich von der Lühe, ferner

Angehörige der Geschlechter Berneour, Ketelhodt, Kule, Moltke. Vielleicht sind auch Hennecke und Berthold vom See, die Schütte und Seedorp den Mecklenburgern zuzurechnen, deren Adel nach Lisch unter den „ersten Hauptleuten der eigentlichen Vitalienbrüder . . . bei weitem die Mehrzahl“ darstellte. Sie wirkten aber nur „solange, als die Gefangenschaft des Königs Albrecht dauerte“ (1395). Nachher, als das Wesen der Vitalienbrüder mehr und mehr zu reiner Seeräuberei ausartete, „verschwinden sie aus der Geschichte“.

Eine Großtat auf völlig anderem Gebiet erblühte dem Lande, als es nach diesen weltbewegenden Kämpfen wieder in die Enge und Stille seines Eigenlebens zurückgesunken war: die Errichtung der Rostocker Universität (1419). Und selbst diese Tat, aus Stille und Verinnerlichung heraus geboren, wirkte sogleich wieder weit hinaus über die Grenzen des Landes. Schuf sie doch für das ganze weite, doch noch so ärmliche Kolonisationsgebiet des Nordostens, dem in der harten Arbeit der Grundlegung einer neuen deutschen Kultur in bis dahin heidnischem Slawenland zunächst das Ma:

terielle zwingend im Vordergrunde gestanden hatte, ja darüber hinaus für den ganzen germanischen Norden eine neue Leuchte der Wissenschaft, einen weithin sichtbaren Stützpunkt für alles höhere geistige Streben.

Doch auch in ihrem inneren Aufbau konnte diese neugeschaffene Universität nichts Mecklenburgisches darstellen. Aus seinen eigenen Söhnen die Männer herzugeben, die hier den Samen der Wissenschaft austreuen sollten, war für das eben erst durch die große deutsche Wiederbesiedlung zu neuer Wesensart umgeformte kleine Land ein Ding der Unmöglichkeit. Die große Mehrzahl der Lehrkräfte mußte von auswärts herbeigerufen werden. Noch lange erschien die Universität auf diesem dürftigen und für geistige Dinge noch wenig aufgeschlossenen Kolonialboden als ein fremdartiges, künstlich gepflanztes und gehegtes kümmerliches Gewächs.

Es ist immer wieder so: Große Dinge, die in Mecklenburg keimen wollen oder dort gepflanzt werden, müssen über Mecklenburg hinauswachsen, sollen sie wirklich groß werden. Beschränkung auf den Heimathoden würde Verkümmern bedeuten.

Was immer Mecklenburgs Geschichte Großes bietet, ist daher nicht spezifisch und ausschließlich mecklenburgisch, weil alles Große Raum und Maß erfordert, wie sie ein kleines Land nicht hergeben kann. So führt alles, was sich bei uns an Großem gestalten will, irgendwie über unser enges Sonderleben hinaus.

Heinrich von Treitschke hat einmal hervorgehoben, daß dieselben Mecklenburger, die oft außerhalb ihres Ländchens so tüchtiges leisten, nur zu bald den „Dämonen“ der behaglichen Heimat zu erliegen pflegen, dem „Kartentisch, dem Rotwein und den Wittküssen“ (Champagnerflaschen). „Der Mann hielt selten ganz was der Jüngling versprochen hatte“, schreibt er nach Erwähnung der beiden Mecklenburg-Strelitzer Horn und Niezmann, die bei der Stiftung der deutschen Burshenschaft eine führende Rolle gespielt hatten.

Man hat sich in Mecklenburg unnötigerweise über dies Treitschkewort erregt. Es handelt sich hier lediglich um die natürliche Auswirkung der engen Verhältnisse, die die Latkraft, wenn sie sich nicht sehr hoch über den Durchschnitt erhebt, lähmen und die angeborene Tüchtigkeit eines gesunden

Menschenschlages nicht zu voller Entfaltung kommen lassen. Sie bieten für den höher Strebenden weder Ziele noch Aufstiegsmöglichkeiten. Daher z. B. die ungezählte Menge von Angehörigen des mecklenburgischen Adels, die früher in preussischen, österreichischen, sächsischen, hannöverschen, dänischen, schwedischen, polnischen und russischen Militärdiensten Glück und Erfolg suchten. Der mecklenburgische konnte die Fülle der vorhandenen Kräfte nicht annähernd aufnehmen und vor allem weder kriegerische Lorbeeren noch Beförderungen in hohe Befehlshaberposten in Aussicht stellen.

Ein weiteres Schicksal der kleinen Länder, daß das Große, an dem sie teilhaben, fast restlos von außen an sie herangezogen wird, ist unserer Heimat nicht erspart geblieben. So war es z. B. auch mit der Reformation, mag die Rolle, die Herzog Johann Albrecht I. in den Kriegsläufen wie in den friedlichen Händeln dieser Zeit spielte, noch so bedeutend und glanzvoll gewesen sein; mag der Gedanke der Reformation gerade in unserm Lande die Herzen noch so stark ergriffen haben und noch so restlos zur That gestaltet worden sein. Doch selbst mit dieser großen Bewegung der Geister ver-

quickten sich sogleich wieder die landesüblichen Kleinlichkeiten, zumal der geradezu schicksalhafte immer und immer wiederkehrende Hader über die Teilung des Landes. Erst 1471 war nach Aussterben der Wendischen (1436) und der Stargarder Linie das ganze Land in der Hand Heinrichs IV., den man den Dicken genannt hat, vereinigt worden. Auf ihn war eine Gemeinschaftsregierung seiner Söhne gefolgt, die in Wirklichkeit eine Alleinregierung des Tüchtigsten unter ihnen, Magnus II., war. Doch schon unter den Enkeln, Heinrich V. und Albrecht VII., begann wiederum ein neuer Teilungsstreit, der 1520 zu einem unglücklichen, unaufhörlichen Streitereien Lär und Tor öffnenden „Mittelding zwischen Teilung und Gemeinschaft“ führte. Es war tatsächlich schon eine Art Teilung mit einigem Gemeinschaftsbesitz, die den Ständen zum Anlaß wurde, sich im Unionsvertrag von 1523, dem Grundstein der spätern ständischen Entwicklung und Vorherrschaft, zusammenzuschließen und damit ihrerseits den Gedanken der erst vor einem halben Jahrhundert wiederhergestellten mecklenburgischen Einheit zu betonen.

Auf jeden Fall war die Teilung des Landes in die Hälften Schwerin und Güstrow schon angedeutet und vorbereitet. Heinrich V. residierte in Schwerin, Albrecht VII. in Güstrow. Und als später unter des letzteren Söhnen Johann Albrecht I. und Ulrich ein neuer Erbteilungsstreit entbrannte, kam es 1553 zu einer Teilungsvereinbarung, die wiederum auf die beiden gleichen Hälften abzielte. Zu einer wirklichen scharf durchgeführten Trennung in die beiden Herzogtümer Schwerin und Güstrow, wobei allerdings auch noch außer den Landständen namentlich Rostock mit der Universität, das Hofgericht und das Konsistorium gemeinsam blieben, kam es aber erst 1621 unter Adolf Friedrich I. und Johann Albrecht II. Mit ihnen schieden sich die Linien Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow.

Ein volles Jahrhundert hindurch (1520—1621) war der Erbteilungsstreitigkeiten im Hause Mecklenburg kein Ende gewesen. So sehr Macht und Ansehen des Fürstenhauses durch sie litten, ebenso sehr hatten die Landstände sie zu ihrem Emporkommen und zu zielbewusster Befestigung ihrer Macht zu nutzen verstanden. Der 1523 erfolgten

Union der Stände war 1554 nach für die Herzöge demütigenden Verhandlungen die Einsetzung eines ständischen Ausschusses zur Tilgung der herzoglichen Schulden gefolgt. Die unaufhörlichen, durch endlosen Bruderzwist verschlimmerten Geldbedrängnisse der Landesherren waren es, unter deren kluger Benutzung die Stände es vermochten, die Herzöge in eine immer drückendere, ja unentzinnbar erscheinende Abhängigkeit hineinzuzwingen. 1621 wurde diese Entwicklung vollendet durch die Einsetzung eines immerwährenden Ausschusses von Ritter- und Landschaft, der dem gleichen Zwecke der Tilgung der wieder ungeheuer angeschwollenen herzoglichen Schulden diente. Ihn mußten die Herzöge diesmal erkaufen durch einen feierlichen Revers, der die Untrennbarkeit der Stände, ihre Erhaltung bei der Steuerfreiheit ihrer Güter und die Aufrechterhaltung der Religion nach der unveränderten augsburgischen Konfession zusicherte.

Deutschland war damals schon in das Unglück des Dreißigjährigen Krieges gestürzt, Mecklenburg allerdings von ihm noch verhältnismäßig wenig berührt. Doch bald sollte es unter schweren Leiden

inne werden, daß feierlich verbriefte Landesteilungen und nicht minder feierlich zugesicherte Gerechtsame der Stände nicht für die Ewigkeit geschaffen waren. Als Wallenstein nach Vertreibung der angestammten Herzöge (1629) die Hand auf das geteilte Land legte, um ihm selber als Herzog vorzustehen, da fügten sich die Teile wie von selber wieder in eins. Da ward auch von den noch so feierlich verbürgten Gerechtsamen der Stände weiter kein Aufhebens mehr gemacht.

Außerer auf Waffengewalt gestützter Zwang vollbrachte im Handumdrehen, was keine einheimische Gewalt je vermocht hätte und auch später — selbst im Zeitalter des Absolutismus — niemals vermocht hat. Wallenstein ist es mühelos gelungen, die mecklenburgischen Landstände zu bändigen. Er hat es auch vermocht dieses Land einer fast schrankenlosen Vorherrschaft der Stände in kürzester Zeit umzuschaffen in ein nach den vorgeschrittensten Gesichtspunkten geleitetes und verwaltetes Staatswesen.

Wieder war Großes von außen in das kleine Land hineingetragen. Mit Gewalt und Zwang.

Doch es war ein kurzer Traum! 1631 wurde Wallenstein durch den Schwedenkönig Gustav Adolf

wieder vertrieben. Die beiden Herzöge kehrten zurück in das Land ihrer Väter. Jede Spur der Wallensteinischen Herrschaft wurde ausgetilgt. Auch das nicht geschont, was seine kurze Regierung Gutes für das Land geschaffen hatte. Viel Verheißungsvolles sank in den Staub. Selbst der neue prächtige Flügel, mit dem das Güstrower Herzogsschloß verschönert war, wurde niedergerissen.

Und dann, nachdem das Land die Schrecken des Krieges bis zur Neige durchgekostet hatte, als kaum der Wiederaufbau des weit und breit verwüsteten Landes in Angriff genommen war, da war in dem fast menschenleer gewordenen Lande alles wieder da, was Wallensteins große weltgeschichtliche Gestalt auf nur allzu kurze Zeit hatte verschwinden lassen. Da waren wieder die Stände, besonders die Ritterschaft mit ihren auch durch den nahezu vollendeten Zusammenbruch allen deutschen Besitzens um kein Titelchen geminderten Gerechtsamen. Das häßliche Getöse des Zankes zwischen Landesherren und Ständen erfüllte wieder, Jahr für Jahr wiederkehrend, die Luft. Selbst eine so rückwärtslose Herrschererscheinung wie Christian Louis, der seine Auffassung von fürstlicher Würde un-

mittelbar vom Hofe und der Person des „Sonnenkönigs“ Ludwig XIV. bezog, konnte sich gegen die Stände nicht durchsetzen. Und sogar Karl Leopold, der gelehrige Schüler des Schwedenkönigs Karl XII., erlitt mit seiner auf die höchste Spitze getriebenen schonungslosesten Gewaltanwendung einen vollendeten Schiffbruch. Seinem Bruder, Widersacher und Nachfolger, dem ruhigen und verständigen Christian Ludwig II., blieb weiter nichts übrig, als die übernommene Konkursmasse landesfürstlichen Ansehens zu liquidieren und das entscheidende Übergewicht der Stände ein für alle mal und für eine damals wohl kaum geahnte Dauer als das in Mecklenburg nun einmal gegebene hinzunehmen und festzulegen in dem landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755.

Diese „Bibel“ mecklenburgischen Staatsrechts hat uneingeschränkt bis dahin gegolten, da in dem furchtbaren Zusammenbruch deutscher Macht und Herrlichkeit (1918) mit den übrigen deutschen Herrscherhäusern auch das mecklenburgische verzschlungen wurde und sogar die mecklenburgischen Stände ihr Dasein als Körperschaft öffentlichen Rechts enden mußten. Alles was bis dahin seit

1755 von unsern Landesfürsten in öfter wiederholten Anläufen versucht wurde, gegen das oft sehr lästige Übergewicht der Stände und zur Herbeiführung einer den modernen Anschauungen entsprechenderen Verfassung zu unternehmen, litt von vorn herein an zu geringer Klarheit des Ziels, Erkenntnis des Möglichen und vor allem an mangelnder Kraft des Willens. Es ist reslos kläglich gescheitert. Und in diesem Zusammenhang wenigstens braucht man kein Wort mehr darüber zu verlieren.

Und wie die endgültig erscheinende Befestigung der Ständeherrschaft so vollendete sich nach dem Dreißigjährigen Kriege auch die gleich ihr schon vorher eingeleitete Herabdrückung, ja Erniedrigung des Bauernstandes. Beide Vorgänge stehen in unverkennbarem Zusammenhang miteinander. Als freier Mann war einst der deutsche Bauer ins Land gekommen, hatte es mit seiner fleißigen Hände und auch mit seines Geistes Arbeit aus dem wendischen Heidentum zu christlich-deutscher Kultur erheben helfen. Sein war das Hauptverdienst, daß diese Umwandlung des ganzen Landes so rasch und mit solcher keinen Rest übriglassenden

Gründlichkeit durchgeführt werden konnte. Das deutsche Recht, das er mitbrachte, war ihm zunächst ein Schutz seiner Freiheit. Doch es wurde auch auf unterworfenen Slawen übertragen. Und als die Scheidewand der Nationalität zusehends fiel, als deutsches Recht auf deutschem Boden seine Geltung verlor und durch römisches verdrängt wurde, da geschah es, daß der deutsche Bauer mehr und mehr herabgedrückt wurde zur Dienstbarkeit und Untertänigkeit der Slawen. Beide, Deutsche und Slawen, wurden immer mehr als einheitliche Masse behandelt, zu der sie sich auch immer mehr ausglich und zusammenwuchsen. Das Ende war die nach dem Dreißigjährigen Kriege durchgebildete vollendete Leibeigenschaft mit ihren ungemessenen Diensten, der Schollengebundenheit und der aus der Patrimonialgerichtsbarkeit der Ritter fließenden Rechtlosigkeit der Bauern. Diese waren nur noch gewissermaßen ein Zubehör zu ihren Hufen (*glebae adscripti*). Über sie verfügte der Grundbesitzer nahezu restlos hinsichtlich ihrer Arbeitskraft, ja auch über ihre Leiber in Gestalt reichlich zugemessener Prügel und endlich mit Hilfe der Patrimonialgerichte über Leben und Tod.

Der Druck einer solchen anhaltenden Verknechtung konnte nicht ohne Wirkung auf die Charakterbildung dieser für unser Land maßgebenden Volksschicht bleiben. An die Stelle ursprünglichen harmlosen Frohsinns trat trübe Niedergeschlagenheit und Verdrossenheit, die sich bei den dörflichen Schmäusen und Gelagen in unmäßigem Genuß, lärmenden Ausbrüchen und nachfolgenden Gewalttaten entlud. Von fröhlichem Witz blieb nur der landesübliche trockene, oftmals bissige Humor. Die stolze Selbstsicherheit freier Männer wandelte sich in Knechtseligkeit mit ihren widrigen Begleiterscheinungen von Unterwürfigkeit, Mißtrauen und Lücke. Und selbst die den Deutschen eigene Arbeitsfreudigkeit schwand unter den widerwillig geleisteten Frondiensten dahin, die oftmals kaum noch Zeit für die eigenen dringendsten Wirtschaftsverrichtungen ließen. Es wird langer Zeit bedürfen, bis die Runen, die die Leibeigenschaft in das Antlitz unserer Bevölkerung gezeichnet hat, wieder völlig ausgetilgt sein werden.

Auch die dynastischen Erbfolgestreitigkeiten haben uns als scheinbar unmißbare Erbschaft aus grauer Vergangenheit bis in die neueste Zeit geleitet. Als

1695 die Güstrower Linie mit Herzog Gustav Adolf ausgestorben war, führte ein jahrelanger Erbfolgestreit endlich 1701 im Hamburger Vergleich zur Errichtung des Herzogtums Mecklenburg-Strelitz unter einer eigenen Linie des Fürstenhauses. Es sollte, wie man damals beschloß und durch genaue Erbfolgebestimmungen festlegte, unwiderruflich der letzte Streit dieser Art in Mecklenburg bleiben. Aber wer weiß, ob der tragische Ausgang des letzten Strelitzer Großherzogs, Adolf Friedrichs VI. (1918), nicht dennoch zu einem ganz neuen Erbfolgestreit geführt haben würde, wenn nicht die inzwischen ausgebrochene Revolution alle Throne in Deutschland umgestürzt hätte?

In all diesem auf und ab, bei öfterer Wiederkehr der gleichen, für unsere Landesgeschichte kennzeichnenden Dinge hat sich der Mecklenburger aus nicht ganz einheitlichen Wurzeln herausgebildet zu der Stammesart, wie wir sie heute und lange schon an ihm kennen. Für die Entstehung neuer Stammesarten sind nächst den ethnographischen Wurzeln bestimmend die gemeinsam überstandenen Nöte und Kämpfe. An Nöten hat es gewiß

nicht gefehlt. Aber Kämpfe? Wann und wo hat der Mecklenburger speziell für sich und sein Land mit den Waffen gerungen? Raum läßt sich etwas anderes finden als die mittelalterlichen Kaufhändler mit Brandenburgern, Pommern und sonstigen Nachbarn. Nebensächliche Dinge, mit denen nicht viel Aufhebens zu machen ist. Vorher, als es sich um wirklich Großes handelte, als z. B. die Slawen niedergekämpft wurden, da gab es noch keine Mecklenburger. Sie sind ja erst erwachsen aus denen, die die Slawen niederrangen, nebst denen, die von den besiegten Slawen übrig blieben. Und nachher, als Mecklenburgs kriegerische Kraft für die Erkämpfung und Behauptung der Schwedekrone eingesetzt wurde, handelte es sich schon um ein außerhalb Mecklenburgs liegendes Ziel. So sehr dieser Kampf die Sache des mecklenburgischen Hauses war, das Land war selbst in dieser ihm durch sein Herrscherhaus immerhin naheliegenden Sache lediglich hineingerissen in den Strudel ihm an und für sich fremder Welthändler.

Wieder erfüllte sich an ihm das Schicksal kleiner Länder, durch außerhalb seiner Grenzen liegende Vorgänge aufgerüttelt und zum Handeln ge-

zwungen zu werden, zum Kämpfen für Interessen, die nicht die seinen waren. Wenigstens hat sich dadurch die kriegerische Tüchtigkeit des Stammes erhalten, das Erbteil der alten Slawenbesieger, aus deren Blut er entsprossen ist.

Am meisten für sich hat er immer noch da gekämpft, wo er im Rahmen der großen deutschen Volksgemeinschaft oder wenigstens für ein deutsches Ziel die Waffen führen durfte oder mußte. In den Befreiungskriegen und wo immer um den Bestand Deutschlands die ehernen Würfel rollten, hat der Mecklenburger seinen Mann gestanden. Er brauchte nur herausgerissen zu werden aus der selbstgenügsamen Abgeschlossenheit und dem Einzel bei seiner engen heimatlichen Verhältnisse, der Einzelne wie die Gesamtheit, um an seiner Stelle Dinge zu vollbringen, die sich über den Durchschnitt erhoben und der Gesamtentwicklung deutschen Wesens förderlich waren.

Schon der große Friedrich hat mit scharfem Blick die kriegerischen Fähigkeiten erkannt, die unverbraucht im mecklenburgischen Stilleben schlummerten. Seine Werber wußten sie für die Sache Preußens nutzbar zu machen. Wie viele Mecklen-

burger haben, wenn auch mehr oder weniger wi-
 derstrebend, seine Schlachten schlagen helfen und
 so am Aufbau eines neuen, waffenstarken Deutsch-
 lands mitgearbeitet! Was damals — bei vielen
 wenigstens — noch erzwungene Leistung war,
 ward freiwillige, selbstverständliche Hingabe in den
 Befreiungskriegen und später im Ringen um das
 zweite deutsche Kaiserreich. Überall dort ist bestes
 mecklenburgisches Blut gestossen. Und wer zählt
 die mecklenburgischen Opfer des Weltkrieges, deren
 Gebeine auf allen seinen Schauplätzen in Europa,
 Afrika, Asien und unter den Fluten der Meere
 ruhen? Wie könnten wir ihrer, die sich in der Blüte
 der Jugend oftmals mit vollem Bewußtsein op-
 ferten, je gedenken ohne die Hoffnung, daß —
 trotz allem — auch ihre Aufopferung nur eine
 Saat war für etwas kommendes Größeres, heute
 unsern Blicken noch verborgenes, für ein drittes,
 großdeutsches Reich! So findet auch am Ende
 mecklenburgischer Geschichte, wie an ihrem Anfang,
 die unlösbare Verbundenheit mit dem Erleben
 des gesamten großen Vaterlandes überwältigen-
 den Ausdruck. Zwischendurch dann die Zeiten
 stiller Zurückgezogenheit in die engen Grenzen;

ein Kleben an altüberlieferten Formen, von denen man sich nicht zu trennen vermag, so klar alle Einsichtigen ihre heillose Überalterung erkennen. Im landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 hat man versucht, diese Formen des Ständestaats zu verewigen. Und über eine fast unglaubliche Zeitspanne ist es gelungen! Sie stehen ja noch in unser aller frischer Erinnerung! Und wäre nicht die furchtbare Weltkatastrophe über uns hereingebrochen, wer weiß, ob wir nicht heute noch unter dem Regiment der „getreuen Stände“ ein geruh-sames Leben fristeten.

So ist Mecklenburg schließlich zu einer Art von historischem Museum geworden, worin das, was man in anderen Ländern längst zu den Toten geworfen hatte, noch fröhlich weiterlebte. Alle dem modernen Menschen so schwerverständlichen Einrichtungen und Lebensäußerungen des Ständestaats, durch den ja auch die anderen Länder hindurchgegangen waren, konnte man bei uns an der Quelle studieren und sich in ihren Geist versenken. Und wer wollte — namentlich als Historiker — bestreiten, daß auch dies einen gewissen Wert hat? Wie die Geschichte anderer kleinerer Gemeinwesen,

So zeigt auch die Geschichte unseres Landes ihre Höhepunkte da, wo sie nahezu restlos in einem starken Strome gesamtdeutschen Geschehens unterzutauchen scheint. Die Zeiten der Zurückgezogenheit bieten dem Geschichtschreiber geringeren Reiz. Die enge Verbundenheit der Teile mit dem Ganzen kommt dadurch zu augenfälligem Ausdruck. Diese Verbundenheit hat uns das gewaltige Geschehen dieser letzten Zeit besonders eindringlich erleben lassen. Völlige Abtrennung würde Verkümmern bedeuten, vielleicht sogar Tod!

Daseinsmöglichkeit der Glieder, das lehrt uns die Betrachtung der Landesgeschichte immer wieder, ja selbst Daseinsberechtigung besteht nur im Rahmen des großen nationalen Ganzen. Sich ihm einzufügen und unterzuordnen, wie es Selbsterhaltung und Pflicht gleichmäßig heischen, darin haben deutsche Stämme öfters gefehlt. Der deutsche Erbfehler des Partikularismus ist auch heute noch nicht tot. Nur sagt man heute verschämt Föderalismus. Die Sache wird dadurch nicht besser.

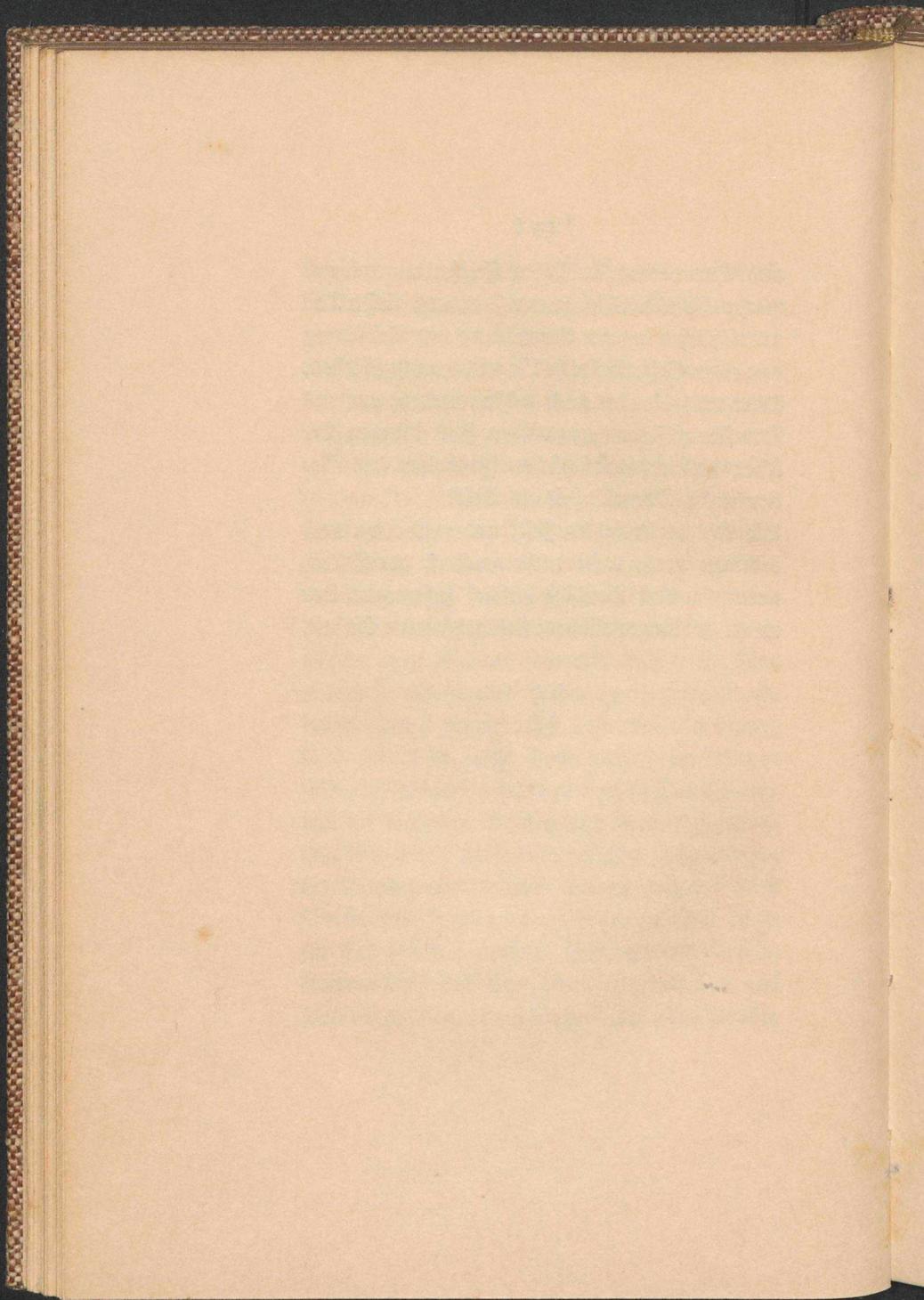
Man sollte nicht glauben, wie lange nach Gründung des zweiten deutschen Reichs sich in der amt-

lichen Sprache höchster Behörden des Landes die Üblichkeit erhalten hat, andere deutsche Länder als „Ausland“ zu bezeichnen.

Die Erörterung des Anschlusses an Preußen hat unser Land in einer Hochflut des Partikularismus untertauchen lassen. Man hat von Preußen geschrieben und geredet, als säßen dort unsere schlimmsten Feinde und nicht Deutsche wie wir. Man hat mit dem Ausdruck „mecklenburgisches Vaterland“ Mißbrauch getrieben ausgerechnet in den Tagen, da man sich allerorten des großen deutschen Mannes der Befreiungszeit, des Freiherrn vom Stein, erinnerte und dessen schon vor mehr als hundert Jahren gesprochenes, unvergängliches Wort: „Ich habe nur ein Vaterland und das heißt Deutschland“ im Munde führte. Wie lange dauert es doch in Deutschland, daß die wahrsten, tiefsten und verheißungsvollsten Worte der größten Deutschen nicht nur gedankenlos nachgeplappert werden, sondern alles Denken und Fühlen durchdringen und vor allem zur That gestaltet werden! Jetzt, wo wir ein Befreiungswerk vor uns sehen, unermeslich viel schwerer als das, dessen Vollendung alles Denken

und Tun des unsterblichen Freiherrn gewidmet war, wäre es wirklich an der Zeit, auch diesen Teil unerläßlicher innerer Erneuerung und Reinigung von alten Schlacken nicht länger hinauszuschieben. Oder muß die Not noch größer werden, um uns Deutsche zusammenzuzwingen zum inneren Erleben und unverbrüchlichen Festhalten des Gedankens unserer Einheit als Volk?

Die Not dieser letzten Zeit, und was etwa noch kommen mag, wäre nicht umsonst durchlitten, wenn sie uns Deutsche endlich zusammenhämmerte zu einer wirklichen, stahlgehärteten Einheit.



Entstehung der Volksart

Der Träger dieses geschichtlichen Lebens, wie ich es eben mit knappen Strichen umrissen habe, ist in dem hier landschaftlich begrenzten Rahmen der mecklenburgische Mensch. Ein ganz alltäglicher Begriff für uns. Aber wollen wir ihn näher erklären, so stehen wir vor Schwierigkeiten. Kein Zweifel, es handelt sich um den Menschen, der den Mecklenburg genannten Erdenraum in einer langen Reihe von Geschlechterfolgen bis auf den heutigen Tag bevölkert hat. Aber woher ist dieser Mensch gekommen? Ist er unserer Scholle entsprossen oder ist er eingewandert? Sind die Geschlechterfolgen, die nacheinander unser Land bewohnten, als eine durch die Jahrhunderte oder gar Jahrtausende in sich stets gleichgebliebene Masse anzusehen? Oder hat es im Laufe der Zeiten Wandlungen gegeben, ist vielleicht sogar der Faden der Entwicklung jäh durchrisen worden? Hat es

nicht auch Unterschiede in der Bevölkerung der verschiedenen Teile des Landes gegeben?

Eine Fülle von Fragen, die zu beantworten wir uns nicht — wie vorher — auf die eigentliche Geschichte beschränken dürfen: Vor- und Urgeschichte müssen hier mithelfen. Die Forschungen der letzten Jahrzehnte haben hier manches Gestrüpp hinweggeräumt, das früher den freien Blick hemmte. Nach ihnen kann es nicht mehr bezweifelt werden, daß Mecklenburg zu den Gebieten des westlichen Ostseebeckens gehört, die als Wiege des Indogermanentums und damit auch des Germanentums anzusehen sind. Sicher ist ferner, daß Mecklenburg in der jüngeren Steinzeit von Menschen indogermanischer Art bewohnt wurde.

Ureinwohner (Autochthonen) waren sie aber nicht. War doch Mecklenburg in noch weiter zurückliegender Urzeit ganz und gar von Inlandeis bedeckt gewesen, eine Besiedlung also erst nach Verschwinden dieses Eises möglich. Deshalb haben wir die Indogermanen, die in der jüngeren Steinzeit Mecklenburgs Boden im Besitz hatten, als Neusiedler anzusehen, die, aus dem Gebiet der Kalkhöhlen Frankreichs zwischen Seine und Maas stammend,

auf den Ostseeinseln und in Schonen eine neue Heimat gefunden und sich später von hier aus weiter ausgebreitet hatten — u. a. auch über Mecklenburg.

Als den ersten Vortrupp wird man das Volk bezeichnen müssen, welches Kossinna nach dem Fundort, an dem unser Altmeister Lisch sie zum ersten Male feststellte, die „Dobbertiner“ genannt hat. Die „Dobbertin“-Schicht hat sich noch nicht über den Stand eines primitiven Jäger- und Fischerdaseins erhoben, kennt noch keine Töpferei; die jüngeren Indogermanen wachsen über diese Zivilisationsstufe hinaus, treiben Ackerbau und Viehzucht, kennen die Töpferei und sind die eigentlichen Träger der vorgeschrittenen Feuersteinkultur wie die Erbauer der sogenannten Hünengräber.

Bestimmte Anzeichen scheinen darauf hinzudeuten, daß beide Zivilisationsstufen während eines Teiles der jüngeren Steinzeit nebeneinander unser Heimatland bewohnt haben. Ob auch die jüngere, im strengen Sinne indogermanische Schicht aus Frankreich kam, ist umstritten. Schuchhardt leitet sie von Thüringen her. Auch beschränkt sich der zwischen ihnen bestehende Unterschied nicht

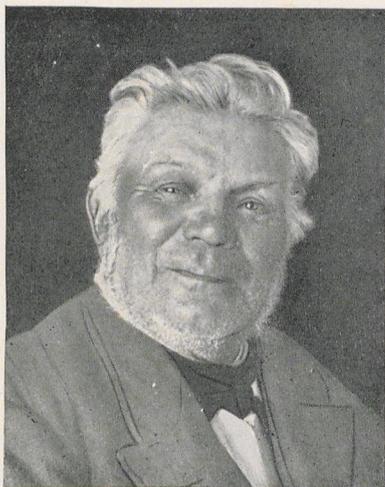
auf die Zivilisation, sondern kommt auch in der körperlichen Erscheinung zum Ausdruck. Die ältere Schicht gehört jedenfalls der Crô-Magnon-Rasse an, die man auch Dalrasse nennt. Die jüngere trug die charakteristischen Züge der nordischen Rasse. So war die Bevölkerung unserer Heimat schon in so früher Urzeit nicht von einheitlicher Rasse.

Aber die höhere Zivilisation war die weitaus überlegene und sicher in rasch fortschreitender Weise überwiegende. Sie zieht natürlich auch unser stärkstes Interesse auf sich, weil von ihr — allerdings nicht ohne Mischung mit der Dalrasse — das Germanentum abstammt, das etwa mit der Bronzezeit — also seit 2000 v. Chr. — als Bevölkerung unseres Landes anzusehen ist.

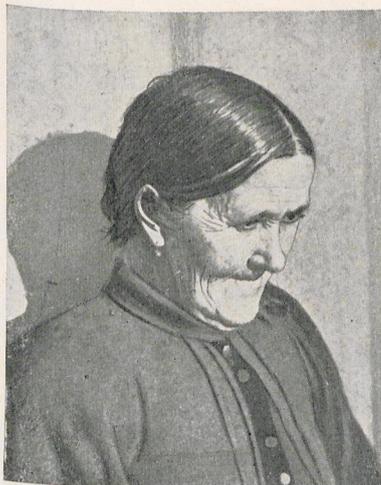
Durch Jahrtausende ist Mecklenburg in germanischer Hand gewesen. Der schwierigen und umstrittenen Frage, welche Germanenstämme es waren, die hier ihre Wohnsitze hatten, kann bei der Knappheit des Raumes nicht eingehend nachgegangen werden. Da die Anwesenheit der Germanen trotz so langer Dauer doch nur vorübergehend war, steht die Stammesfrage für unsere Zwecke auch nicht in vorderster Linie. Erst mit dem Auf-



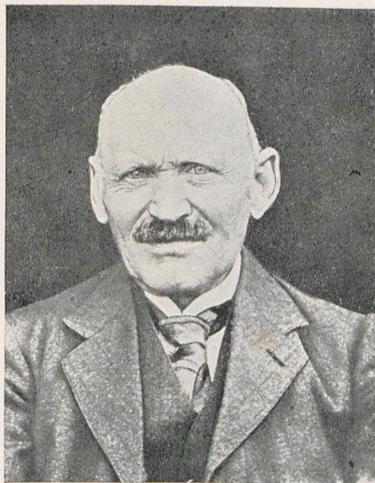
1. Vorwiegend Nordischer Typ: langes schmales Gesicht, langer schmaler Kopf, leichtgeschwungene wohlgeformte Nase



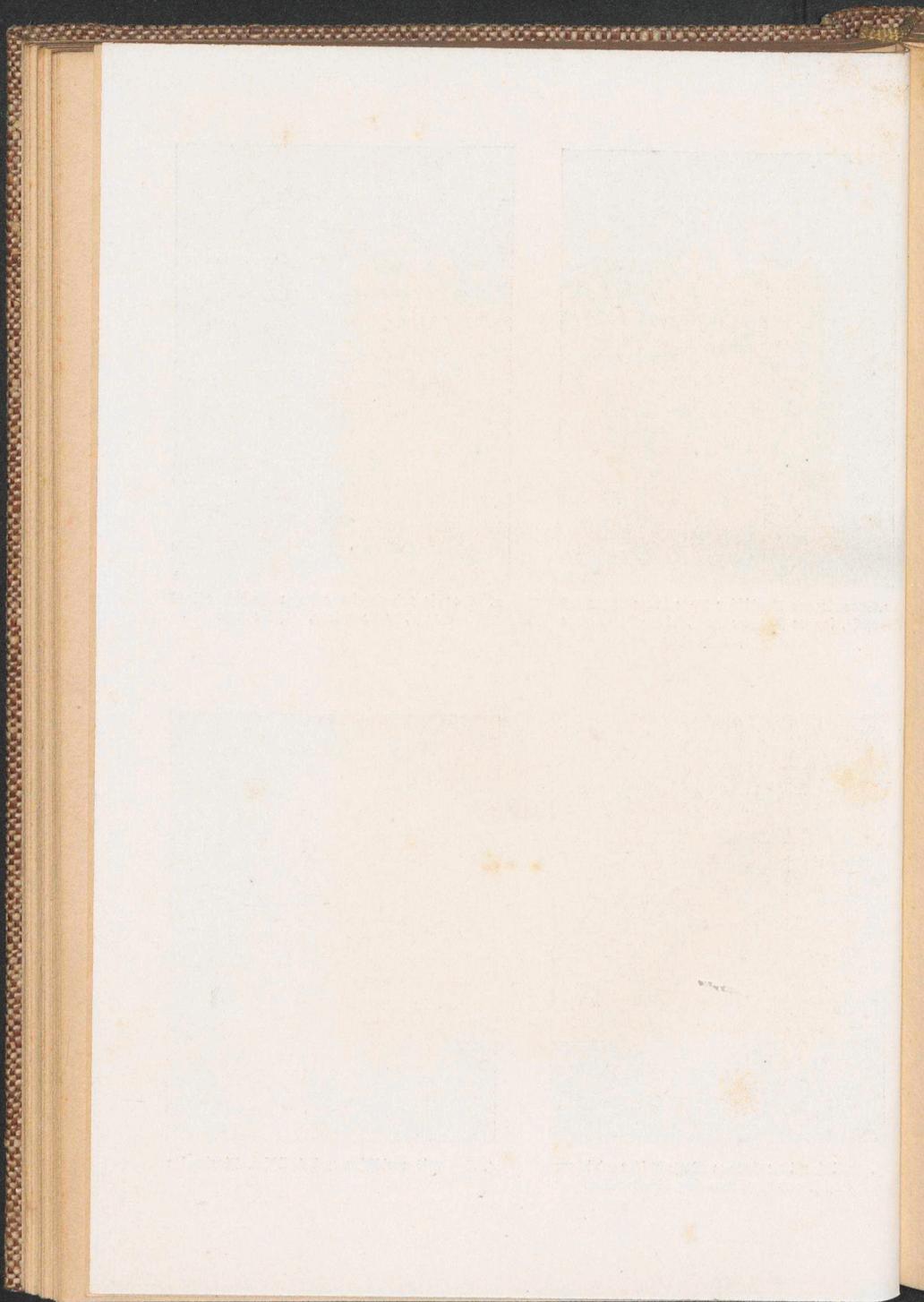
2. Vorwiegend Dalischer Typ: breites ediges Gesicht, breite Stirne, kräftige Nase



3. Dalischbaltische braune Rasse mit rundlichem Gesicht und Kopf und eingebogener Nase



4. Typ mit nordischen und dalischen Merkmalen



treten schriftlicher Quellen hellenisch-römischer Herkunft läßt sich diese Frage überhaupt stellen. Und da sind es — mit allem Wenn und Aber — immer wieder die Warnen und Reste der Teutonen, die als Bewohner der Hauptmasse unseres Landes erscheinen; Semnonen und Langobarden, die von Süden und von Westen über seine Grenzen herübergreifen.

Die große Völkerwanderung hat dann mit den Ländern des germanischen Ostens auch Mecklenburg von seinen germanischen Bewohnern entleert. Von Osten her rückten slawische Stämme in die weiten geräumten Länder nach. Um das Jahr 600 n. Chr., vielleicht ein wenig früher, muß ihre Niederlassung in Mecklenburg erfolgt sein.

Mecklenburg bietet in der Folgezeit das Bild eines reinslawischen Landes. Aber sind nicht vielleicht doch Germanenreste in ihm zurückgeblieben?

Von einer Erneuerung der Urgermanentheorie, die das alte Germanentum in dichten Massen sitzenbleiben ließ, nur überdeckt und niedergehalten von einer slawischen Herrenschicht, nach deren Vernichtung das Land mit einem Schläge wieder germanisch, wieder deutsch war, — davon kann natür-

lich keine Rede sein, weder für Mecklenburg, noch für andere schicksalverwandte Länder des Ostens. Auch Brettholz hat sie für die Sudetenländer trotz unablässigen Bemühens nicht ins Leben zurückzurufen vermocht. Sie ist ein für alle Mal erledigt. Aber die Frage nach etwa zurückgebliebenen Resten der in ihrer großen Masse abgewanderten Germanenstämme muß überall gestellt werden. Haben wir doch für einige allerdings nicht mecklenburgische Gegenden bestimmte Zeugnisse vom Verbleiben solcher.

Wie steht es nun in Mecklenburg? Zum Jahre 512 berichtet Procop gelegentlich der Rückkehr der Herzuler in ihre nordische Heimat von den „unbewohnten Flächen, die gegen die Ostsee und die Warnen lagen“. Die Warnen waren damals also noch nicht abgezogen und saßen im Ostseegebiet, wahrscheinlich an Mecklenburgs Küste. Später sind sie aber ausgewandert; wir finden sie mit Teilen der Angeln im Verlande der Thüringer: „Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum“. Auch der archäologische Befund läßt die Entleerung Mecklenburgs von seinen germanischen Bewohnern mit vollkommener

Deutlichkeit erkennen. Die Frage der Germanenreste ist damit für Mecklenburg natürlich nicht entschieden. Aber sehr stark gegen das Vorhandensein solcher in nennenswerter Zahl spricht die Tatsache, daß kein einziger Ortsname bisher in Mecklenburg nachgewiesen worden ist, der sich eindeutig von der Urgermanenbevölkerung unseres Landes herleiten ließe. Wenn Wismar ein germanischer Name sein sollte, was sich kaum mit voller Sicherheit erweisen lassen wird, weil er sich auch aus dem Slawischen herleiten läßt, so müßte bei der Küstenlage des Ortes auch mit skandinavischer Herkunft gerechnet werden. Der deutsche Name der Hauptburg des Landes, der später zum Landesnamen wurde, ist eine wörtliche Übersetzung des slawischen Namens Wiligard — große Burg, Mecklenburg. Man hat den Flußnamen Warnow, der auch als Ortsname vorkommt, von dem schon genannten Germanenstamm der Warnen herleiten wollen. Aber der Name läßt sich ganz zwanglos slawisch ableiten als Rabenfluß oder Rabenort.

Daß man bisher keinen Beweis für das Vorhandensein von Germanenresten unter der Slawenüberflutung Mecklenburgs finden konnte, kann ge-

wiß nicht zwingend beweisen, daß es solche Reste bei uns nicht gegeben hat. Aber daß sie beträchtlich gewesen wären, wird man nicht annehmen dürfen. Immerhin bleibt eine gewisse Unsicherheit bestehen, zumal es in Mecklenburg bisher niemanden gegeben hat, der des Slawischen in einer Weise mächtig war, wie es für eine solche Durchprüfung des Ortsnamenbestandes erforderlich ist. In den Sudetenländern ist diese Aufgabe in glänzender Weise durch Ernst Schwarz gelöst worden. Es regt sich wie von selber die Frage und der Wunsch, ob nicht auch für Mecklenburg sich eine sprachlich wie historisch gleich gut vorbereitete Kraft finden könnte, die das letzte Wort in dieser uns so am Herzen liegenden Sache spräche.

Bis dahin werden wir uns bescheiden müssen und angesichts des bisher nicht erbrachten Nachweises irgendeines Urgermanenrestes auf unserem Boden doch die Möglichkeit der Erhaltung solcher — wenn auch jedenfalls nur in bescheidenen Ausmaßen — nicht von vornherein ablehnen.

Soviel aber steht fest: In der Entwicklung des mecklenburgischen Menschen kommt es hier zu einem Abreißen des Fadens, der danach aus an-

derem Stoffe neu eingefädelt werden mußte. Mögen wirklich einige Reste der vorgeschichtlichen Germanen hier sitzen geblieben, vom nachrückenden Slawentum überdeckt und aufgesogen sein, mögen sie ihr Blut der Slawenmasse, in der sie versanken, mitgeteilt haben — diese noch nicht einmal festgestellte Ausnahmeerscheinung kann den Gegensatz in keiner nennenswerten Weise abschwächen, in dem der mecklenburgische Mensch des beginnenden sechsten und der schon ziemlich deutlich erkennbare des elften Jahrhunderts einander gegenüberstehen: der erstere als Germane, der zweite als nicht weniger ausgesprochener Slawe. Die Brücke eines möglicherweise vorhandenen kleinen germanischen Restbestandes, die von einem zum andern führen könnte, ist nur einem schwachen, schwankenden Steglein über eine Kluft zu vergleichen. Auch wenn man hinzurechnet, was durch Handel und Wandel über die damals nicht allzuferne Grenze (namentlich durch den blühenden Menschenhandel), durch Krieg, vorübergehende Ausbreitung deutscher Herrschaft oder Missionstätigkeit hinzugekommen sein muß, so kann es sich alles in allem nur um einen deutschen Ein-

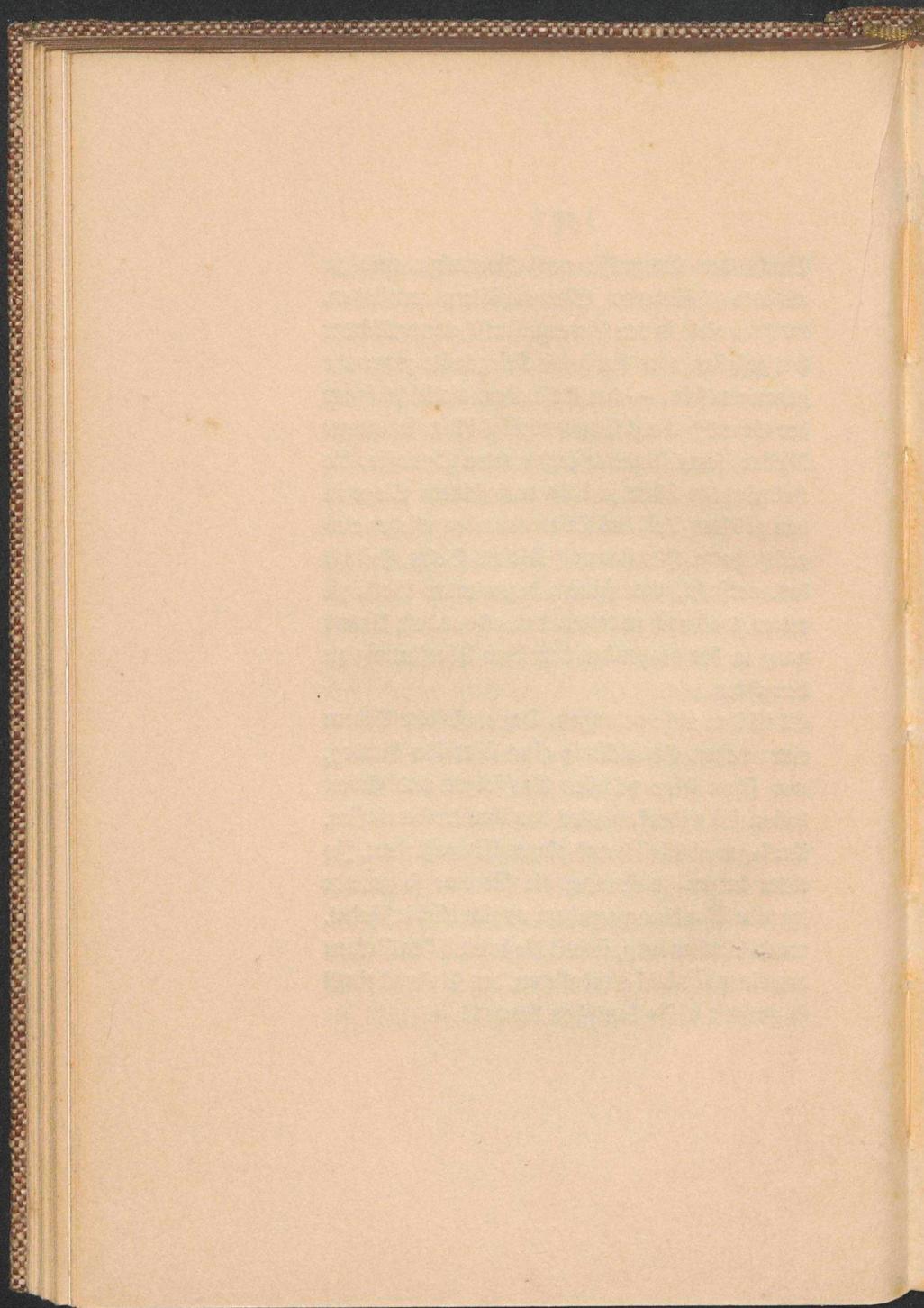
Schlag handeln, der die slawische Art des damaligen mecklenburgischen Menschen kaum merklich zu beeinträchtigen vermochte.

Die Slawen aber, die etwa von 600 bis 1160 das Mecklenburger Land bevölkerten und beherrschten, waren keine ganz einheitliche Masse. Im Westen saßen, wie bekannt, die Dobriten nebst einigen kleineren stammverwandten Völkerschaften, im Osten die Lintizen oder Wilzen, deren Gebiet sich weiterhin über Teile Pommerns und der Mark erstreckte. Bei oft hervortretendem starkem politischen Gegensatz waren es doch nur nicht allzuschwer ins Gewicht fallende Stammesunterschiede.

Der Zusammenbruch der Slawenherrschaft in Mecklenburg bedeutet im Gegensatz zu ihrem Anfang kein Abreißen der Entwicklungslinie des mecklenburgischen Menschen, sondern nur eine Wendung. Allerdings eine sehr starke, die in allmählicher Steigerung eine völlige uneingeschränkte Rückkehr zum deutschen Wesen bewirkte. Die Wenden haben nach ihrer entscheidenden Niederlage nicht das Land geräumt, wie es vor ihnen die Germanen ohne Niederlage getan hatten. Mag ein Teil, wie die Quellen berichten, unter der

Wucht der Ereignisse nach Pommern und zu anderen östlicheren Slawenvölkern entflohen, mochten viele in den schweren Entscheidungskämpfen gefallen oder durch die Kriegsnöthe zugrunde gegangen sein, — der Rest aber, vielleicht sogar der Grundstock des Wendenvolkes ist im Lande geblieben, samt seiner angestammten Dynastie, die Heinrich der Löwe ja bald nach seinem Siege in den größten Theil des Dbotritenerbes wieder eingesetzt hatte. Hier hat noch Niclots Sohn, Pribislav, versucht, von seinem dezimierten Volke zu retten, was noch zu retten war, es vor dem Untergang in der drohenden deutschen Überflutung zu bewahren.

Es ist ihm nicht gelungen. Der entfesselte Strom einer neuen Entwicklung ging über ihn hinweg, und schon seine nächsten Nachfolger und Erben haben sich widerstandslos von ihm treiben lassen, ihn sogar absichtlich und planmäßig gefördert. In einer kurzen Zeitspanne, die für eine so grundlegende Wandlung geradezu unglaublich erscheint, macht Mecklenburg, soweit die lateinischen Urkunden einen Einblick ermöglichen, den Eindruck eines so gut wie völlig deutschen Landes!



Erklärungsversuche
des Bevölkerungswechsels

Die scheinbar unbegreifliche Schnelligkeit dieses Umschwungs hat zu den abenteuerlichsten Erklärungsversuchen geführt: So zur Urgermanentheorie, die, wie oben schon angedeutet, ein erhalten gebliebenes Germanentum nach Vernichtung der übergelagerten Slawenschicht von selber wieder in Erscheinung treten läßt. Sie trat etwas vor der Mitte des 19. Jahrhunderts auf und wurde von dem Breslauer Professor C. F. Fabricius eingehend in unsern mecklenburgischen Jahrbüchern (Bd VI v. J. 1841) begründet. Auch sein Bruder, der Bürgermeister K. G. Fabricius, hat sie in seinen „Urkunden zur Geschichte des Fürstentums Rügen“ (1841 ff.) vertreten. Vor allem auch unser Landsmann, der aus Wirow stammende Ludwig Giesebrecht, in seinem bekannten großen Werk „Wendische Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182“ (1843). Noch 1877

sogar hat sich E. Platner in seiner Untersuchung „Über Spuren deutscher Bevölkerung zur Zeit der slawischen Herrschaft in den östlich der Elbe und Saale gelegenen Ländern“ mit schwerem wissenschaftlichen Rüstzeug für die Überdauerung starker urgermanischer Bevölkerungsbestände über die Zeit der Slawenherrschaft hinaus eingesetzt. Er löste damit die erste eingehende wissenschaftliche Widerlegung dieser Theorie aus. Sie wurde erbracht von Georg Wendt in einer Göttinger Dissertation über „Die Nationalität der Bevölkerung der deutschen Ostmarken vor dem Beginne der Germanisation“ (1878).

Als dieser Meinungskampf noch unausgefochten der Entscheidung harrte, war gerade, ganz nahe vor diesen letzten entscheidenden Schlägen, eine neue Theorie erschienen: die Ausrottungstheorie, die Heinrich Ernst in seiner Untersuchung „Die Kolonisation Mecklenburgs im XII. und XIII. Jahrhundert“ (1875) und in einigen bedeutend späteren Programmschriften des Realgymnasiums zu Langenberg (1888 und 1894) eingehend begründet hat. Sie behauptet, ganz kurz zusammengefaßt, die siegreichen Deutschen hätten,

was immer sie an slawischer Bevölkerung im Lande vorfanden, fast restlos umgebracht und ausgegilgt. Eine Barbarei, deren blutrünstigen Wahwitz man seinen Vorfahren nicht anhängen sollte, zumal wenn sie so schwach begründet ist. Eine nochmalige Widerlegung erübrigt sich. Sie ist schon hinreichend durch die Tatsache erbracht, daß noch Jahrhunderte nach dem Sturz der Wendenmacht Menschen mit slawischer Sprache in Mecklenburg gelebt haben, im längsterwiesenen Fall der Jabelheide bis ins 16. Jahrhundert hinein. Nähere Nachweisungen bringt meine Schrift „Wendische Bevölkerungsrreste in Mecklenburg“ (1905).

Diese beiden Erklärungsversuche verhalten sich insofern gegensätzlich, als in ihnen angenommene Überdauerung starker urgermanischer Bevölkerungsmassen und planmäßige Ausrottung der besiegten Slawen einander gegenüberstehen. Sie haben aber das Gemeinsame, daß sie die spätere Bevölkerung unseres Landes als mindestens nahezu reingermanisch bezw. reindeutsch erscheinen lassen. Bei beiden ist von Germanisation keine Rede, im ersten Falle weil die nur dünne slawische Herrenschicht mit der Niederlage verschwand und

der überwiegend germanischen Unterschicht das durch die Bahn freimachte; im zweiten weil die allerdings vorhandene slawische Bevölkerungs-
 masse im Kriege aufgerieben und ihre Überbleibsel ausgerottet wurden. Ernst verlangt denn auch, daß „der Ausdruck ‚Germanisierung‘ für diese Länder nicht mehr gebraucht werden“ sollte.

In dieser Hinsicht steht zu beiden Theorien im denkbar schärfsten Gegensatz eine dritte, die Germanisationstheorie. Sie nimmt nicht nur eine reinslawische Bevölkerung bis in die Zeit des Sachsenherzogs Heinrich des Löwen an, sondern läßt sie auch seinen für das Wendentum vernichtenden Sieg überstehen und sieht in den heutigen Bewohnern Mecklenburgs und Ostelbiens überhaupt in der Hauptsache die Nachkommen von Slawen, die durch Annahme der deutschen Sprache germanisiert wurden, also kurz gesagt, Slawen mit deutscher Sprache.

Diese Anschauung hat — zumal in dieser Kraßheit — in Deutschland bisher keine wissenschaftliche Begründung gefunden. Sie ist vielfach beeinflusst, ja bedingt von volkstümlichen, gefühlsmäßigen Gedankengängen, z. B. in Süddeutsch-

land, wo man gern den vermeintlich nur germanisierten Ostelbiern gegenüber ein vermeintlich reineres Deutschtum herauskehrt. Man schafft so künstlich ethnographische Sonderungen, die bisweilen auch politisch ausgemünzt werden. Weit stärker aber schlägt es ins politische Gebiet, wenn man neuerdings in Polen unter Rudnickis Führung die Mecklenburger und Ostelbier überhaupt in anthropologischer Hinsicht schlechtweg als Slawen bezeichnet, denen die deutsche Sprache mit verwerflichen Mitteln der Gewalt aufgezwungen sein soll. Hier handelt es sich nicht, wie bei den Süddeutschen, um Herausarbeitung einer Trennungslinie zwischen Westen und Osten, sondern im Gegenteil um Schlagung einer Brücke von Osten nach Westen zu Gebieten einer angeblich stammesmäßig gleichen Bevölkerung, wobei der Gedanke an künftige Annexionsmöglichkeiten kaum noch verhüllt wird. Der wohlberechnete Hinweis auf gewaltsame Unterdrückung der slawischen Sprache soll ihn berechtigt erscheinen lassen und unter das so beliebte Kapitel der „Wiedergutmachungen“ bringen helfen. Mit den bewährten Mitteln, die Polen an den seiner Willkür ausgelieferten Deut-

schen des Korridorgebietes und Oberschlesiens täglich erprobt, soll dann auch in den westlicheren deutschen Gebieten der Sprach- und Nationalitätszustand wiederhergestellt werden, wie er vor der Ostkolonisation bestand. Dabei macht es den Polen durchaus nichts aus, uns im gleichen Atem vorzuhalten, wir hätten die Wenden ausgerottet, d. h. auf blutigem Wege durch Mord und Totschlag! Die Unmöglichkeit, solche Ausrottung mit dem angeblichen Vorherrschen des Slawentyps zu vereinigen, stört sie nicht.

In ihrer krassesten Form, die die Mecklenburger schlechthin als Wenden mit deutscher Sprache nimmt, konnte die Germanisationstheorie weder in Mecklenburg noch sonst, wo die grundlegenden geschichtlichen Tatsachen geläufig sind, Platz greifen. Dafür liegt die Tatsache einer starken deutschen Einwanderung zu sehr auf der Hand. Daher das Fehlen der Germanisationstheorie dieser krassen Art in unserer wissenschaftlichen Literatur. Um so deutlicher aber ist die Rolle, die sie in der abgeschwächten Gestalt eines zwar nicht alleinherrschend, aber doch in großen Massen erhalten gebliebenen Wendentums bei uns spielt. Auch hier

suchen wir vergeblich nach einer wissenschaftlichen Begründung. Es handelt sich hauptsächlich um volkstümliche Anschauungen, die den vermeintlich erhalten gebliebenen slawischen Volksmassen ein Nachklingen bis in unwahrscheinlich späte Zeit zuschreiben.

Nur ein paar Beispiele von solchem Nachklingen. Daß man das Bereich der Hanse, in dem Lübeck und die mecklenburgischen Städte des Bundes lagen, das wendische Quartier nannte, gehört schon hierher, denn schon zur Zeit der Errichtung der Hanse, im ausgehenden 13. Jahrhundert, war in dieser Gegend vom Wendentum als einem die Landschaft kennzeichnenden Volkstum kaum noch die Rede, in den Städten aber, aus denen sich die Hanse zusammensetzte, so gut wie gar nicht mehr. Noch weit anhaltender, nämlich bis in unsere Tage (1918), war das Nachklingen im „Wendischen Kreise“ der landständischen Einteilung Mecklenburgs, der unter der Vorderstadt Güstrow die Mitte zwischen dem Mecklenburgischen und Starogardschen Kreise einnahm und seinen Namen wohl weniger von der früheren Bevölkerung als von der alten Teilherrschaft Werle oder Wenden herleitete.

Noch eigenartiger berühren ganz späte Anwendungen des Wendennamens, die nicht, wie die eben erwähnten, durch amtlichen Gebrauch künstlich am Leben erhalten wurden, sondern im freien Sprachgebrauch auftraten. Im Jahre 1778 wurde der Landdrost von Holstein wegen harter Behandlung seiner Bauern in Warnitz beim Herzog verklagt. Er schrieb zu seiner Rechtfertigung u. a.: „Denn stehet es dem ungesittetem Wendischen Bauern erstlich frey, gegen das Gericht . . . mit dergleichenen verhöhnenden Grobheiten und Euzdierungen hervor zu gehen, was muß man denn wohl nicht von ihrem Betragen gegen den Pächter fürchten?“ (Schweriner Archiv, Kabinettsablieferung 1898, Amt Schwerin, Warnitz, Dienste.)

Es ist nicht ersichtlich, ob der Landdrost hier von einer volkstümlichen, vielleicht nur im Adel verbreiteten Vorstellung ausgeht, als seien die mecklenburgischen Bauern in Bausch und Bogen als Wenden oder wenigstens als Wendenabkömmlinge anzusehen, oder ob ihm die Bezeichnung wendisch nur für seine Warnitzer Bauern, also örtlich eingeschränkt, gilt. Letzteres wäre immerhin möglich, wenn ich auch gerade in Warnitz merkliche

auf eine längere Dauer des Wendentums deutende Spuren in meinen „Bevölkerungsresten“ nicht habe feststellen können.

Sicher ist jedenfalls, daß in der mecklenburgischen Volksüberlieferung manche Gegenden und Orte bestimmt als wendisch bezeichnet werden. Ich erinnere an die Bunten und Braunen im Fürstentum Rügen, von denen die Bunten wendisch sein sollen. Auch die schwarzen Dörfer der Rostock-Doberaner Gegend (Biestow usw.) gehören hierher.

In Anknüpfung an meine „wendischen Bevölkerungsreste“ erhielt ich 1908 zwei Briefe von J. Peters aus Gr. Mist im Fürstentum Rügen. In ihnen werden die drei Dörfer Nieps, Wendorf und Sülzdorf als wendisch bezeichnet. Dagegen erscheint das Land Boitin als eine schon zu Karls des Großen Zeiten unter den Wenden bestehende germanische Kolonie, die noch Heinrich der Löwe bei seinen Eroberungszügen vorfand und dadurch ehrte, daß er den Männern das Recht verlieh, mit dem Degen vor dem Traualtar zu erscheinen. Da hätten wir nebeneinander Anklänge an die Germanisationstheorie wie an die Urgermanen:

theorie, örtlich eingeschränkt, in volkstümlicher Fassung. Peters kennt aber noch mehr Germanenzolonien — gemeint sind wohl Rückstände — im slawischen Mecklenburg: bei Rostock im Hägerort oder Teutenwinkel, bei Wismar auf der Insel Poel, in den Gegenden von Plau, Lübz und im Amte Boizenburg.

Eine Notiz des Gemeindefarztes Dr. Möller aus Eldena vom Jahre 1904 lautet: „Hier um Eldena herum sind die Einwohner ganzer Dörfer nur germanisierte Wenden.“ Sie scheint allerdings weniger auf Volksüberlieferung zu beruhen, als auf eigener durch die körperliche Erscheinung der Einwohner vermittelten Anschauung. Davon später.

Eine Mitteilung setzt aber durch die späte Zeit, in die sie noch lebende wendische Sprache verlegt, in Erstaunen. Sie ging mir 1904 vom Hofuhrmacher A. Pehold in Doberan zu und besagte, daß nach mündlicher Überlieferung noch zur Zeit des Großherzogs Friedrich Franz I. in Sülze ein Ehepaar gelebt hätte, das wendisch miteinander sprach. „Sie galten für die letzten reinen Wenden.“ Der Großherzog habe gelegentlich einer Anwesenheit in Sülze sich den Mann kommen lassen und ihm

ein Grundstück mit dem Windmühlenberg geschenkt. „Die direkten Nachkommen leben in Sülz und führen den Namen Rademann.“

Ohne dieser Mitteilung mehr Gewicht beizulegen, als ihr gebührt, habe ich die letzte Angabe nachgeprüft und festgestellt, daß in der Sülzer Volkszählungsliste von 1819 der Name Rademann nicht vorkommt, wohl aber Rademacher. Der Mann stammt aus Schlemmin, seine Frau aus Demmin. Ja, wenn sie aus der damals noch stark wendischen Lausitz eingewandert wären, ließe sich darüber reden. Aber so?

Ich gebe diese Nachrichten nur wieder, weil sie zeigen, wie eigenartig die Volksüberlieferung mit den Gegenständen ihres Interesses spielt. Vielleicht wäre es doch der Mühe wert zu sammeln, was über Untergang und Dauer des Wendentums der Volksmund noch hergibt. Nicht etwa, um dadurch zuverlässige, wissenschaftlich verwertbare Nachrichten zu bekommen. Mag der tatsächliche Ertrag noch so gering sein, der gewonnene Einblick in das Spielen des Volksgeistes wird sich sicher lohnen und ein oder der andere Fingerzweig wohl auch für Geschichte und Volkskunde abfallen. Schwer

wird es allerdings sein, echte Volksüberlieferung von undeutlich gewordener Schul- und Bücherweisheit und von reiner Phantasie zu sondern. Beschäftigt sich aber die Volksphantasie mit der Tatsache des Untergangs des Wendentums und mit der Frage seiner Erhaltung, so ist es kein Wunder, daß Gedanken solcher Art auch in unsere Unterhaltungsliteratur hineinspielen. Der schon genannte „biographische Roman“ Friedrich Griese's „Der Herzog“ behandelt Karl Leopold, der im Ständekampf Schiffbruch litt und seines Throns verlustig ging, umfaßt also die Zeit vom ausgehenden 17. bis nahe an die Mitte des 18. Jahrhunderts. Und in dieser Zeit läßt Griese das Wendentum noch eine Rolle spielen — das wendische Hochzeitslied, der wendisch sprechende mecklenburgische Bauer u. a. —, die nicht im Bilde der Wirklichkeit, sondern nur unter dem Begriff der dichterischen Freiheit möglich war. So klingt das untergegangene Wendentum in der Volksüberlieferung wie in der schönen Literatur vernehmlich nach. Seine Spuren erscheinen vergrößert, seine Dauer weit über das Maß des Möglichen hinaus übertrieben, die Aufgabe der Germanisation ent-

sprechend gesteigert und ihre Vollendung in eine unwahrscheinlich, ja unmöglich späte Zeit hinausgeschoben. Diese volkstümlichen Vorstellungen haben eine gewisse Verwandtschaft mit der Germanisationstheorie, wenn auch nicht mit ihrer krassesten Ausgestaltung, die in den Mecklenburgern lediglich Wenden mit deutscher Sprache sieht. Das tut auch Friedrich Griese nicht, der ja ausdrücklich von einem überwiegend deutschen Adel spricht und auch vom „deutschen Bauern im Lande Mecklenburg“, der „blondhaarig und blauäugig wie der adelige deutsche Herr . . . als freier Mann in das Land“ kam, „zog mit anderen in die halbverwüsteten Dörfer, nahm die Wendischen in die Mitte und ließ sie allmählich verschwinden; oder er ging in den Wald, an dem der Wende niemals hatte arbeiten mögen, rodete und grub, baute und machte Ackerland und legte um Hof und Dorf einen Hagen“ (S. 100). Das ist in kürzester Form treffend dargestellt.

Doch selbst in unserer wissenschaftlichen Literatur sind Anklänge an die Germanisationstheorie, allerdings in stark abgeschwächter Art, vorhanden. Schon der Altmeister mecklenburgischer Geschichts-

forschung und Altertumskunde G. C. F. Lisch hat der Germanisation eine sehr bedeutende Rolle beim Erwachen unserer Landesbevölkerung zugewiesen. In seinen Familiengeschichten, so z. B. bei den Hahns (1844) und bei den Derzens (1847), hat er öfters betont, daß, wie unser Fürstenhaus wendischen Ursprungs ist, so auch „die eigentlichen alten Adelsgeschlechter Mecklenburgs . . . aus alten wendischen edlen oder Dynastengeschlechtern“ herzuleiten seien. Und die Erhaltung eines so zahlreichen slawischen Adels wird auch er sich kaum ohne entsprechende slawische Bevölkerungsmasse gedacht haben. Später hat der Neubrandenburger Landyndikus Ahlers in seiner Arbeit über Mecklenburgs bäuerliches Hufenwesen (Jb. 1886) die Ansicht vertreten, daß bei der Kolonisation „eine starke, in einzelnen Gegenden (außerhalb der Grafschaft Schwerin) wohl überwiegende wendische Bevölkerung auf dem platten Lande zurückblieb“, die aber sehr bald mit der deutschen verschmolz, nachdem sie durch Ansetzung zu deutschem Recht zehnt- und zinspflichtig gemacht worden war. Was aber kein Deutscher, mochte er in der Annahme erhalten geliebener slawischer Volksmassen

noch so weit gehen, über sich vermocht hat, das hat in jüngster Zeit der Russe Dmitrij Mik. Jegorow unternommen. Sein großes zweibändiges Werk „Die Kolonisation Mecklenburgs im 12. Jahrhundert“ ist in russischer Sprache zwar schon im Jahre 1915 erschienen, doch über ein volles Jahrzehnt bei uns so gut wie unbemerkt geblieben. Erst die 1930 vom Osteuropa-Institut in Breslau besorgte Übersetzung hat es in weiteren deutschen und besonders mecklenburgischen Kreisen bekannt gemacht. Dies Buch hat es sich zur Aufgabe gestellt, den deutschen Charakter der Wiederbesiedlung Mecklenburgs im 12. und 13. Jahrhundert zu widerlegen. Es stellt diesen Vorgang dar als eine innere Bevölkerungsumlagerung innerhalb des südbaltischen Slawengebiets, wobei ein Zuzug aus deutschen Gegenden nur eine ganz untergeordnete Rolle gespielt haben soll.

Bisher hat noch niemand an dem weitaus überwiegend deutschen Charakter der Kolonisation des 12. und 13. Jahrhunderts gezweifelt. War sie aber, wie Jegorow behauptet und bewiesen haben will, lediglich eine slawische Binnenwanderung mit ganz geringer deutscher Beimischung, wie

sollen dann die Mecklenburger Deutsche geworden sein? Bliebe da nicht die radikale Germanisierung der gesamten eingeseffenen Slawenmasse als einzige Erklärungsmöglichkeit? Nachdem die bisherige allgemein anerkannte Erklärung durch die deutsche Kolonisation des Mittelalters von Jegorow beseitigt sein soll!

Ihm jedenfalls liegt es ob, anstelle dieser angeblich beseitigten Erklärung eine glaubbarere neue vorzubringen. Denn eine Behandlung unserer mittelalterlichen Kolonisation, die Mecklenburgs Wandelung zu deutschem Wesen unerklärt läßt, ist schon darum als gescheitert anzusehen.

Aber Jegorow weiß zu gut, daß eine so radikale Umwandlung eines reinlawischen Landes in ein ausschließlich deutschsprechendes gar nicht anders denkbar ist als durch eine Zuwanderung starker deutscher Bevölkerungsteile. Er kann darum nicht zur reinen Germanisationstheorie greifen, sondern muß nach einer späteren starken deutschen Kolonisationswanderung suchen, da er die frühere, mittelalterliche ja selber für die Erklärung der nun einmal feststehenden Tatsache der Germanisation untauglich gemacht hatte.

Und er glaubt sie finden zu können nach der Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges, die „tatsächlich eine neue Kolonisation erforderte, die nun allerdings mit einer Germanisierung gleichbedeutend wurde“. Das sind die letzten Worte, mit denen Jegorov den Text seines Werkes abschließt; der Schlüsselpunkt unter das Ganze und der letzte Trumpf, den er auf den Tisch krachend ausspielt. Aber der Trumpf sticht nicht! Mecklenburgs Kolonisation nach dem Dreißigjährigen Kriege war im wesentlichen ein innerer Wiederaufbau mit weit aus überwiegend einheimischen Kräften. Wie sollte auch aus den durchweg mindestens gleich schwer geschädigten übrigen deutschen Ländern ein Zuzug kommen, der stark genug war, um die nach Jegorov noch ungelöste Aufgabe der Germanisierung erfüllen zu können? Wäre er aber stark genug dafür gewesen, so hätte er keine Möglichkeit mehr gefunden sich auf diesem Gebiet zu betätigen. Denn in Mecklenburg war nach dem Dreißigjährigen Kriege von einem Wendentum mit lebender eigener Sprache längst keine Spur mehr zu finden. Ohne jeden Zweifel war die Germanisation lange vor dem Dreißigjährigen Kriege bei uns restlos

durchgeführt. Die Vorgänge, die sie herbeigeführt haben und erklärlich machen, müssen also in früherer Zeit gesucht werden. Und da bleibt schlechterdings nichts übrig als die großen Wanderungs- und Siedlungsvorgänge des 12. und 13. Jahrhunderts, die mit Jegorow als slawisch anzusehen schon die deutlichen und starken germanisatorischen Wirkungen verbieten, die schon in den gleichzeitigen Urkunden so unverkennbar hervortreten.

So bricht das von Jegorow mühsam aufgebaute System schon unter der Wirkung dieser einen Erwägung — ganz abgesehen von seiner unmöglichen Behandlung deutscher Namen, namentlich ihrem Mißbrauch für slawische Zwecke, ihrer Umstempelung ins Slawische usw. — krachend zusammen. Auch vor dem Hineingeraten in eine radikale Germanisationstheorie, die angesichts der Unmöglichkeit des Jegorowschen Erklärungsversuchs mit dem Dreißigjährigen Krieg und seinen Folgen allein noch zur Verfügung stände — wenn nämlich das, was Jegorow sonst aufgestellt hat, richtig wäre, — auch davor werden wir bewahrt bleiben, wenn wir nüchtern die verbürgten Tatsachen im Auge behalten. Wenn wir trügeri-

phem Gedankenspiel immer wieder die Wirklichkeit entgegenstellen, wie sie von den Quellen unmittelbar überliefert wird oder sich durch unzweifelbare Thatfachen kundgibt.

Nach allem, was sich bisher hat feststellen lassen, kann man da nur sagen: In Wirklichkeit ist der in Mecklenburg vollzogene Umschwung vom Slawentum zum Deutschtum mit so elementarer Kraft, mit solchem Nachdruck und unbeschadet einer längeren Erhaltung einiger Wendenreste auch mit solcher Schnelligkeit vor sich gegangen, daß er ohne Zufluß beträchtlicher deutscher Bevölkerungsmassen als Träger dieser Wandlung schlechterdings nicht zu erklären wäre.

Und von solchem Zufluß deutscher Menschen reden doch auch die Quellen überall, wenn man sie nur richtig zu lesen versteht. Braucht man auch nicht an den phantastisch großen und dichten Massen festzuhalten, mit denen ältere Darstellungen die Lande des wiedergewonnenen Ostens überströmen lassen — ein bescheidener, durch eine längere Reihe von Jahren anhaltend rinnender Strom führt auch allmählich zu einer Ansammlung von Kräften, die, zumal bei entschiedener kultureller Überlegen-

heit, den völkischen Charakter einer Landschaft von Grund aus umzugestalten vermag.

Ein solcher Strom deutscher Einwanderung hat sich aber ohne jeden Zweifel nach Heinrichs des Löwen bahnbrechender That in unser Land ergossen. Wir erfahren das aus gleichzeitigen Zeugnissen, namentlich aus Helmold, in Darstellungen und Ausdrücken, die, selbst wenn man sie mit der in solchen Dingen gebotenen Vorsicht behandelt, an der Stärke der deutschen Kolonisationsbewegung keinen Zweifel lassen. Scheidet man aber, wie Jegorov es tut, Helmold wegen Unzuverlässigkeit aus, so wird die Darstellung dadurch wohl ärmerlich, muß manche schmückenden Einzelzüge entbehren, die sie bis dahin aus Helmold entnehmen durfte. Aber die Grundlinien des großen Vorganges der Bevölkerungswandelung bleiben auch dann in ihren wesentlichen Zügen unverändert bestehen. Helmolds wichtigste Zeugnisse über den Bevölkerungswechsel finden ihre Bestätigung durch das urkundliche Auftreten von Teutonici an vielen Stellen, wo es bis 1160 nur Slawen gegeben hatte; ferner in dem Auftauchen einer Menge deutscher Ortsnamen innerhalb der kurzen

Zeitspanne weniger Jahrzehnte und in Gegenden, wo zuvor ausschließlich slawische Ortsnamen anzutreffen waren. Dazu die Flurnamen, die, wenn in dieser frühen Zeit leider auch noch nicht häufig genannt, mit ihren fast schlagartig im alten Slawengebiet auftretenden deutschen Formen über jeden Zweifel sicher beweisen, daß inzwischen Menschen deutscher Sprache sich in den verschiedensten Gegenden unserer Heimat häuslich eingerichtet haben. So häuslich, daß sie dem Erdboden in seinen kleinsten und unbedeutendsten Erscheinungsformen den Stempel ihrer Sprache und damit ihres Daseins aufdrücken konnten. Damit ist nicht allein das innige Verwachsensein deutscher Menschen mit diesem Boden, sondern auch die örtliche Herrschaft der deutschen Sprache zu unbestreitbarem Ausdruck gebracht.

Und soll ich etwa von den deutschen Personennamen schweigen, weil Jegorow theoretisch zutreffend hervorhebt, daß der einzelne Name dieser Art für die deutsche Nationalität seines Trägers nicht unbedingt beweisend ist, dann aber zu einer völlig verkehrten praktischen Verwendung dieser an sich richtigen Erkenntnis gelangt? Wenn deutsche

Personennamen nicht einzeln, sondern seit dem 12. und weit mehr noch im 13. Jahrhundert geradezu in Massen in dem kurz vorher noch rein slawischen Mecklenburg auftreten, so kann das nur erklärt werden durch eine entsprechend starke deutsche Einwanderung. Auf keinen Fall durch Annahme deutscher Namen bei der eingeseffenen Slawenbevölkerung. Diese hätte niemals eine solche Massenhaftigkeit deutscher Namensformen vor unsere Blicke zaubern können, wenn nicht durch deutsche Einwanderung eine Masseneinfuhr erfolgt wäre.

Und als später die Zu- und Familiennamen entstanden, zeigte deren weitaus überwiegende Masse nach Form und Prägung deutschen Charakter. Mecklenburgs Bevölkerung war eben damals, als die Zunamen in die feste Gestalt von Familiennamen übergingen — also gegen 1375 — weitaus überwiegend deutschsprachig. Die Erhaltung wendischer Sprach- und Volksreste kommt nur noch in einer nicht sehr bedeutenden Minderzahl wendisch geprägter Familiennamen zum Ausdruck.

Dies alles wäre völlig unerklärlich, wenn nicht eine immerhin recht beträchtliche deutsche Einwanderung sich seit 1160 in das bis dahin slawische Land

ergossen hätte. Man soll diese Einwanderung weder überschätzen, wie es früher geschehen ist, noch unterschätzen oder gar hinwegdeuteln. So stark war sie selbstverständlich nicht, daß sie schon um 1171 den ganzen Westen bis zum Schweriner See zu einem ausschließlich deutschsprechenden Gebiet hätte machen können. Das ist irrtümlich aus Helmold herausgelesen worden. Gesagt hat er das nicht.

Aber dieser äußerste Westen Mecklenburgs hatte durch die deutsche Einwanderung schon damals den Charakter einer „Sachsenkolonie“ gewonnen, was das Vorhandensein eingefessener Wenden neben den zugewanderten Deutschen natürlich in keiner Weise ausschließt, sogar richtig verstanden vielmehr einschließt. Das hat Helmold gesagt. Und das ist in der kurzen Zeitspanne von etwa zehn Jahren ein Erfolg von bewundernswerter Größe. Ein Erfolg, der ohne das Einströmen einer beträchtlichen deutschen Einwanderung in so kurzer Zeit unmöglich hätte erzielt werden können.

Daß tatsächlich bereits 1171 deutsches Leben am Gestade des Schweriner Sees schon kräftige Blüten trieb, bestätigt auch die damals vollzogene Ein-

weihung der Schweriner Domkirche und die gleichzeitige Umrennung des an hohem Seeufer gelegenen Slawenortes Liscowe zum deutschen Hundorf (Altavilla der lateinischen Urkunde).

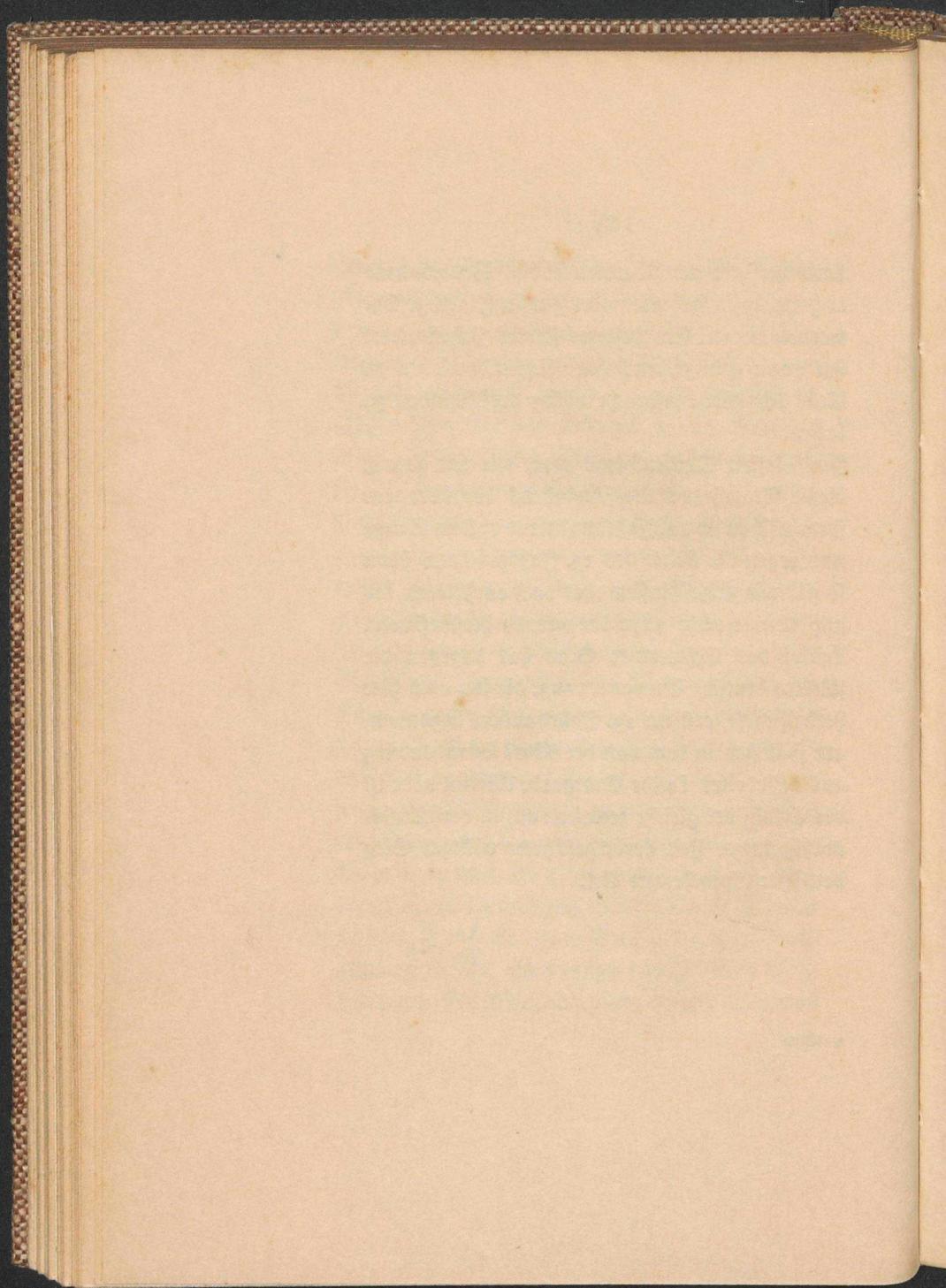
Es gibt noch eine andere Ortsnennung in Mecklenburg, die das Schicksal unsers Wendentums wie mit einem Schlaglicht beleuchtet. Und diesmal ist es eine wirkliche wörtliche Übersetzung. Der Ort Wulffsahl im Amte Neustadt wird noch 1392 mit slawischer Namensform urkundlich erwähnt als Wolzendoupe. 1396 erscheint er zum ersten Male und danach ausschließlich in der wörtlich übersetzten deutschen Form Wolveshölz: Wolfshöhle, heute Wulffsahl. Man muß also damals in dieser Gegend noch wendisch verstanden haben. Es ist die gleiche Schlußfolgerung, die wir aus den in wendischer Sprache geprägten Familiennamen Mecklenburgs zu ziehen genötigt sind und zwar annähernd für die gleiche Zeit.

Steht Liscowe: Hundorf ziemlich am Anfang der Wiedereindeutschung Mecklenburgs, so kennzeichnet Wolzendoupe: Wulffsahl ihren endgültigen Erfolg, ihren längst entschiedenen Sieg, der durch das Vorhandensein einiger über das

Land versprengter Überbleibsel des Wendentums nicht mehr aufgehalten oder gar in Frage gestellt werden konnte. Ein weiteres starkes Jahrhundert hat dann genügt, auch diese letzten fortlebenden Reste der Wendensprache völlig verschwinden zu lassen.

Im Westen Mecklenburgs war, wie wir sahen, dieser Prozeß des Verschwindens der Wendensprache schon im 12. Jahrhundert in vollem Gange und gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts schon so gut wie abgeschlossen oder doch entschieden bis auf wenige nicht allzu bedeutende Restbestände. Nördlich des Schweriner Sees hat dagegen die stärkere deutsche Einwanderung, die ihn auch hier herbeiführte, erst im 13. Jahrhundert begonnen, am spätesten in dem von der Mark Brandenburg aus besiedelten Lande Stargard. Überall aber ist der Erfolg der gleiche gewesen: ein in verhältnismäßig kurzer Zeit herbeigeführter völliger Sieg deutscher Sprache und Art.

U. B.
Bostock



Die
Abstammungs- und
Stammesfrage

Aus dem weltgeschichtlichen Ringen des Deutschtums mit dem Slawentum ist also der mecklenburgische Mensch der geschichtlichen Zeit hervorgegangen. Das Deutschtum hat auf der ganzen Linie gesiegt. Aber die Frage des mecklenburgischen Menschen ist damit weder eindeutig entschieden, noch ist endgültig ausgemacht, ob er als Slawe mit deutschem Einschlag oder als Deutscher mit slawischem Einschlag anzusprechen ist.

Grundlegend war zweifellos die seit mehr als einem halben Jahrtausend im Lande ansässige und eingewurzelte slawische Masse. Über sie hat sich der deutsche Zuzug gelagert als etwas neu hinzugekommenes. Mag immerhin in vorslawischer Urzeit das Land schon durch Jahrtausende germanisch gewesen sein, aus dieser Urzeit leitet kein lebendiger Zusammenhang in die neuangebrochene deutsche Zeit hinüber, im höchsten Falle von der

Slawenmasse längst verarbeitete, unkenntlich gewordene Germaneneinschläge.

Wer daraufhin den Mecklenburger von heute als einen Slawen mit deutschem Einschlag ansprechen wollte, könnte außer der vorstehenden, reichlich formalistischen Begründung nichts Stichthaltiges beibringen. Entscheidend aber ist letzten Endes doch nicht das früher Dagewesensein, sondern die Nachhaltigkeit der Kraft, mit der sich eine Art der andern gegenüber durchsetzt. Und im allgemeinen drückt wohl die siegreich gebliebene Art dem schließlich entstandenen Mischungsprodukt den Stempel auf.

Über die Mischung kommen wir natürlich nicht weg. In welchem Zahlenverhältnisse beide Bestandteile, der deutsche und der slawische, zueinander gestanden haben, darüber Bestimmtes zu sagen, ist äußerst schwer und gewagt. Soviel nur wird sich mit Sicherheit sagen lassen, daß eine Zeitlang nach 1160 die Zahl der Slawen die der eingewanderten Deutschen noch überwogen haben muß. Erst allmählich und durch den anhaltenden Zugang, je länger je mehr, haben die Deutschen das zahlenmäßige Übergewicht gewonnen. Das Zah-

lenverhältnis ist also kein ein für allemal feststehendes, sondern ein sich fortgesetzt zugunsten des Deutschtums verschiebendes — auch da noch, wo die deutsche Zuwanderung nur noch als ein schwaches Bächlein rann. Und ganz aufgehört hat sie nie.

Zu dem bald erreichten Übergewicht der Zahl kam die große Überlegenheit der Deutschen auf allen Gebieten der Kultur, ihre schon im 13. Jahrhundert ausschlaggebende Stellung in allen Verhältnissen des öffentlichen Lebens. Die Zugehörigkeit zum Deutschtum bedeutete zugleich Zugehörigkeit zur bevorzugten, in allen Dingen maßgebenden Schicht. Das hat dem Deutschtum einen ständigen Zuzug aus der Slawenbevölkerung verschafft.

War auch, wer so ins deutsche Lager hinüberwechselte, zunächst nur Slawe mit angenommener deutscher Sprache, so steigerte sich die innere Angleichung mit jeder Geschlechtsfolge durch ständiges Zusammenleben und Blutmischung bis zu völligem Verschwinden jeden Unterschiedes oder gar Gegensatzes. Der beste Beweis dafür ist das Fürstenthaus, das bei zweifellos slawischem Ursprung doch schon seit vielen Jahrhunderten nach Sprache,

Denkungsart und weitaus überwiegendem Blut als deutsch anzusehen ist. Das rasche Anwachsen des deutschen Übergewichts bis zur Alleinherrschaft, das im Grunde doch ziemlich schnelle Verschwinden der Wendensprache läßt sich nur auf diese Art erklären.

Inzwischen hat der (wenn auch stark vermindert) anhaltende Zuzug deutscher Bevölkerung, die natürlicherweise stärkere Vermehrung des herrschenden ellbogenstarken Kolonistentyps den längst überwiegend deutschen Charakter der Blutmischung immer mehr hervortreten lassen. Als nach der furchtbaren Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges zum Wiederaufbau geschritten wurde, wurde dieser in der Hauptsache von den Söhnen unseres Landes geleistet trotz ihrer in erschreckendem Maße gelichteten Zahl. Unter den verhältnismäßig Wenigen, die, von auswärts gekommen, an diesem Werke mitgewirkt haben, heben sich Zuwanderer aus Schleswig-Holstein und noch nördlicheren germanischen Gegenden ab, die einen bescheidenen Teil der Lücken ausfüllten. Die bis dahin in unserm Lande völlig fehlenden Familiennamen auf -sen (Paulsen, Petersen, Hansen usw.)

sind durch diesen Siedlungsvorgang bei uns heimisch geworden. Der ohnehin schon unbedingt vorherrschend deutsche Charakter des mecklenburgischen Menschen ist dadurch weiter verstärkt worden. Jahrhunderte hindurch haben sich Handwerker aus allen deutschen Gebieten in Mecklenburg niedergelassen. Ebenso wandernde Händler, von denen einzelne freilich aus Italien stammten. Glashüttenarbeiter kamen aus Thüringen oder Schleswig-Holstein. Auch war die Sesshaftigkeit der Bauern lange nicht so groß, wie man meist annimmt.

Die neuzeitliche Verbesserung des Verkehrs und die Einigung Deutschlands haben die verschiedenen deutschen Länder in engere und regere Verbindung gebracht und dadurch in gleicher Richtung gewirkt. Ein Gegengewicht allerdings ist neuerdings durch das Schnitterunwesen entstanden, das neben der vorübergehenden eigentlichen Schnitterzuwanderung doch auch ein merkliches Sesshaftwerden zwischen Jungs bewirkt hat.

*

Hat mithin die neuzeitliche Steigerung des Verkehrs, so sehr sie — abgesehen von der Schnitter-

zuwanderung — dem eingeseffenen Deutschtum weiteren Zuwachs verschaffte, die stammesmäßige Einheitlichkeit unserer Bevölkerung keineswegs verstärkt, so drängt sich die Frage auf: Wie war es mit dieser stammesmäßigen Einheitlichkeit bei uns überhaupt bestellt, seitdem wir ein deutsches Mecklenburg haben?

Die Frage des Slaweneinschlags lasse ich einstweilen ruhen und halte mich nur an die deutsche Einwanderung, vor allem die spätmittelalterliche, die ja für alles Kommende den Grund gelegt hat. Woher stammte die deutsche Einwanderung der Kolonisationszeit im 12. und 13. Jahrhundert? Das ist die Frage, auf deren Beantwortung zunächst alles ankommt. Sie ist schon oft gestellt worden, und längst wissen wir, daß der niedersächsische Stamm bei dieser Einwanderung ein entschiedenes Übergewicht gehabt haben muß. Das beweist allein schon der niedersächsische Charakter der mecklenburgischen Mundart. Das beweist ferner die Verbreitung des Niedersachsenhauses über den weitest aus größten Teil unseres Landes. Früher war sein Verbreitungsgebiet sogar noch größer als heute. Aber Niedersachsen ist groß. Es umfaßt

nahezu den ganzen Nordwesten des heutigen Reichsgebiets und greift sogar noch ins Holländische über. Man mußte daher nach näheren Bestimmungen suchen und ist auch auf Grund der Quellenachrichten und bestimmter Verwandtschaftszüge darüber im klaren gewesen, daß Holstein und Westfalen wie auch die Altmark (Ostfalen) als nähere Herkunftsgebiete unserer Niedersachsendwanderung besonders in Frage kommen.

Einen neuen Weg der Herkunftsbestimmung unserer Kolonisationseinwanderung hat neuerdings — allerdings mit ganz anderen Zielen — Jegorow beschritten. Er hat einen umfassenden Versuch gemacht, den im 13. Jahrhundert in den mecklenburgischen Quellen genannten Adel in bezug auf seine Herkunft zu erforschen. Man darf annehmen, daß die in unser Land eingewanderten deutschen Bauern zusammen mit dem Adel gewandert sind. Hat man also die Herkunftsgenden des Adels festgestellt, so wird man damit im großen und ganzen auch die der Bauern gewonnen haben.

Ist Jegorows Untersuchung in diesem Punkte auch nicht soweit vorgetrieben worden, wie es in einer

hoffentlich bald vorliegenden Spezialuntersuchung
 geschehen müßte, soviel sieht man doch schon heute:
 Der eingewanderte Adel nebst mitgeführten Bau-
 ern ist zu einem sehr großen, wenn nicht überwie-
 genden Teil aus Holstein gekommen. Größtenteils
 hat er sich bisher nur bis ins östliche Holstein zu-
 rückverfolgen lassen. Der von hier gekommene
 deutsche Adel muß aber weiter westlich beheimatet
 gewesen sein, weil das Holstein östlich des Limes
 Saxoniae, das alte Wagrier- und Polabenland,
 bis kurz vor Mitte des 12. Jahrhunderts selber
 noch reines Slawengebiet war. Er hatte hier zum
 Teil nur Durchgangsposten bezogen und läßt sich
 z. B. im Falle der von hier nach Mecklenburg
 weitergewanderten Schorlemer bis nach Westfalen
 zurückverfolgen.

Die aus Holstein gekommene Einwanderung, die
 also nicht reinholsteinisch gewesen zu sein braucht,
 hat sich in ziemlich genau innegehaltener westöst-
 licher Hauptrichtung längs der Küste weiterbewegt
 bis nach Pommern, ja darüber hinaus, soweit die
 deutsche Volkswelle nach Osten gerollt ist.

Ein zweites Auswanderungsgebiet befand sich in
 der Altmark und den angrenzenden Gegenden des

Braunschweig-Lüneburgischen Welfenlandes bis ins Hildesheimische und ins Harzgebiet. Von hier ist die Einwanderung mehr aus südwestlicher Richtung in unser Land gelangt, hat die Elbe hauptsächlich erst südwärts des hannoverschen Wendlandes überschritten, sich dann in Mecklenburg mit dem schärfer westöstlich gerichteten an die Küste angelehnten holsteinischen Zug vermischt. Weiter nach Osten, namentlich ins Land Stargard hinein, ist die Einwanderung noch deutlicher und stark vorherrschend aus Südwesten über die Mark Brandenburg gekommen. Nur im äußersten Norden, in der Neubrandenburg-Friedländer Gegend, hat sich die märkische Südwest-Nordost-Strömung mit der holsteinischen West-Ost-Strömung gekreuzt und vermischt.

In geringerem Maße läßt sich Einwanderung aus Westfalen und Flandern feststellen.

Aus diesen grundlegenden Siedlungsvorgängen erklären sich die bei allgemeinem Überwiegen des Niedersachsentums über das ganze Land doch deutlich in einigen Teilen erkennbaren keineswegs geringen Abtönungen der Stammesart. Je weiter nach Westen, um so mehr herrscht naturgemäß die

Holsteiner Art vor. Im unmittelbar und breit an Holstein anschließenden alten Polabengebiet, aus dem in der Hauptsache das Bistum Rügenburg errichtet wurde, war die Holstenniederlassung, nur leicht gemischt mit Lüneburgern, Westfalen und Blamen, am dichtesten. Hier griff die Wiederbesiedlung zum erstenmal vom Holstein-Lauenburgischen auf Mecklenburgs äußersten Westen über. Völlig im Rahmen dieses überwiegend holsteinischen Siedlungsvorgangs befand sich auch das Fürstentum Rügenburg, das erst seit 1648 zu Mecklenburg gehört. Seine Bevölkerung ist daher mehr von holsteinischer als mecklenburgischer Stammesart. Sie hebt sich auch in der Charakteranlage von der mecklenburgischen deutlich ab, weil hier von einer Herabdrückung des Bauernstandes in unwürdige Knechtschaft nicht entfernt die Rede war wie im benachbarten Mecklenburg. Im Rügenburgischen als einem Krummstabland war gut wohnen. Hier behaupteten sich altes Recht und alte Bauernfreiheit viel uneingeschränkter. Hier sah man die alten stolzen Bauerngeschlechter bis in unsere Tage degenbewehrt vor Gottes Altar treten. Von der Knechtszugesinnung, die im übrigen

Mecklenburg gezüchtet wurde, war hier nichts zu spüren.

Und wie im äußersten Westen so ist auch in Mecklenburgs äußerstem Osten die Stammesart deutlich abweichend. Hier im Lande Stargard ist die deutsche Wiederbesiedlung am spätesten und in deutlichem Zusammenhang mit den märkischen Siedlungsvorgängen als ein Teil von ihnen erfolgt. So ist die Stammesart der Bevölkerung nach Sprache und Art sich zu geben auch überwiegend märkisch. Nur der äußerste Norden bildet einen Übergang zum Mecklenburgisch-Pommerschen.

Es ist höchst merkwürdig, daß das in der letzten Landesteilung von 1701 abge sonderte Mecklenburg-Strelitz gerade die beiden so weit von einander getrennten Teile, das Fürstentum Ragueburg und das Herzogtum Stargard, umfaßt, die nach Besiedlung und Stammesart am wenigsten mecklenburgisch erscheinen. In dem dazwischengelegenen eigentlich mecklenburgischen Hauptgebiet (Mecklenburg-Schwerin) gibt es nur leichtere Stammesabdtönungen.

Unter dieser durch die Wiederbesiedlung des 12. und 13. Jahrhunderts ins Land gelangten starken deutschen Schicht lebte weiter, was an Wenden die schweren Zeiten der Entscheidungskämpfe überdauert hatte. Ein Gegensatz zwischen beiden Schichten tritt in der Folgezeit kaum noch in Erscheinung. Die Verschmelzung muß rasch vor sich gegangen sein. Die Spuren, die die Wendensprache seitdem bis heute zurückgelassen hat, beschränken sich auf eine allerdings beträchtliche Menge Ortsnamen, eine Anzahl Personen- und Familiennamen und einige Ausdrücke, und zwar namentlich in den Urkunden. Darüber hinaus ist kein zusammenhängender Text, nicht einmal ein einziger Satz in mecklenburgischer Wendensprache auf uns gekommen.

Vor langen Jahrhunderten schon — die aller spätesten glaubbaren Nachrichten über erhaltene Reste gehören dem 16. Jahrhundert an — ist die Wendensprache verschwunden. Aber die wendischen Menschen haben darum doch weitergelebt, haben sich fortgepflanzt, mehr oder weniger vermischt mit dem im Lande vorherrschenden deutschen Bevölkerungsstock. So drängt sich die Frage

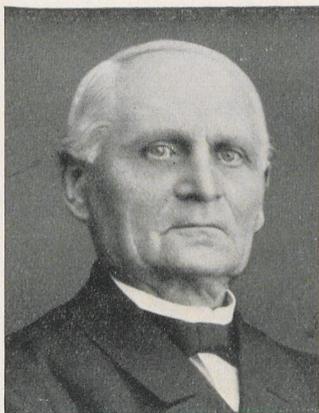
auf: Sind Wenden ohne wendische Sprache auch jetzt noch in Mecklenburg vorhanden und erkennbar? Läßt sich überhaupt der wendische Teil aus der Gesamtheit der mecklenburgischen Menschen jetzt oder für frühere Zeiten herauslösen?

Für frühere Zeiten habe ich es versucht — in erster Linie mit Hilfe der letzten Lebensäußerung der wendischen Sprache nicht lange vor ihrem völligen Verschwinden, d. h. der in wendischer Sprache geprägten Familiennamen. Man wird aber nicht behaupten können, daß die dort festgestellten Familiennamen wendischer Prägung, also z. B. die *Talas*, *Karnaß*, *Susemihl*, *Techen*, *Wentzan* und wie sie sonst heißen, heute noch Wenden mit deutscher Sprache bezeichnen müßten. Der seit Prägung und Festwerden dieser Namen — also etwa seit 1375 — verfllossene lange Zeitraum hat zu so starken Mischungen mit deutschem Blut, hat zu so innigem Einleben und Verwurzeln in deutscher Kultur und in deutschem Denken geführt, daß davon gar keine Rede sein kann. Immerhin wäre es interessant, die anthropologischen Merkmale der Träger solcher Familiennamen einer Prüfung zu unterziehen.

Da die bei uns verbliebenen, in unserm Volk aufgegangenen Wendenreste in jeder sonstigen Hinsicht vollkommen deutsch geworden sind: in Sprache, Kultur, Denken und Volksbewußtsein, so könnte jetzt in der That ja nur noch die Anthropologie auf in unserm Volke etwa noch vorhandene Reste oder Spuren wendischer Körperlichkeit hinweisen geben.

Aber wohlgemerkt, Wenden mit deutscher Sprache können und werden wir auf keinen Fall finden, weil auch etwa aufgefundene Träger wendischer Körperlichkeit in der Sprache und in jeder anderen Hinsicht so vollständig und tief in deutschem Wesen verwurzelt sind, daß man sie nur noch Deutsche mit Zügen wendischer Körperlichkeit nennen könnte.

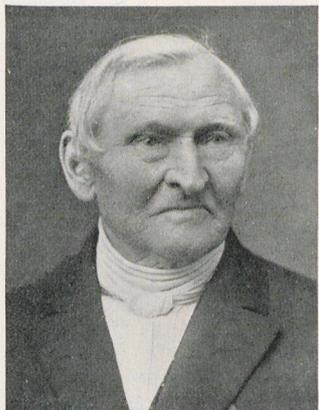
Was ist aber wendische Körperlichkeit? Ist es wirklich schon möglich, diesen Begriff mit einiger Sicherheit zu handhaben und die Unterschiede zum deutschen Typus des mecklenburgischen Menschen scharf herauszuarbeiten? Trotz allem, was darüber mit mehr oder weniger Bestimmtheit mündlich oder gedruckt in Erscheinung tritt, dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß wir in diesen Dingen



5. Vorwiegend Dalscher Typ aus dem Fürstentum Raseburg



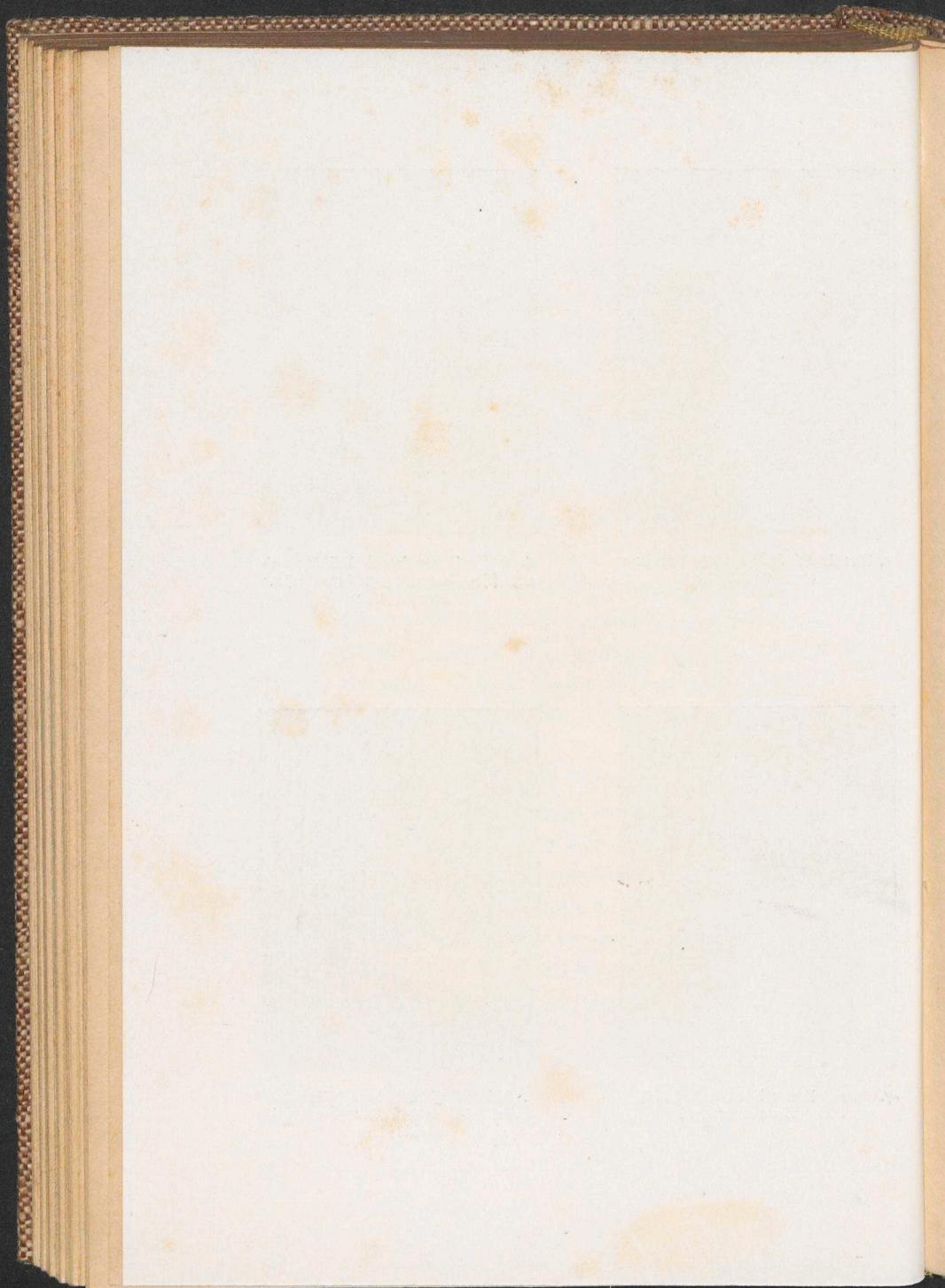
6. Typ mit vorwiegend dalschen und nordischen Merkmalen aus dem Fürstentum Raseburg



7. Typ mit nordischen und dalschen Merkmalen aus Neustrelitz



8. Kleine Rasse aus dem Süden des Landes Stargard (Mrower Gegend) mit Daleinschlag



noch in den allerersten Anfängen stecken und erst über ein äußerst dürftiges Beobachtungsmaterial verfügen.

Was man in der Regel über die kennzeichnenden Formen wendischer Körpererscheinung in Mecklenburg hört oder liest, beruht fast ausschließlich auf volkstümlichen Vorstellungen. Der oben genannte J. Peters in Gr. Mist hat sie angegeben mit „Schlitzaugen, gelber Hautfarbe und schiefem zyklopenähnlichen Kopf“, d. h. mit „schiefer Gesichtslinie, unten breit oben schmaler“. Von diesem Typus sei in seinem Dorfe nur noch eine weibliche Person vorhanden.

Friedrich Griese schildert in seinem genannten Roman eine junge Wendin „groß und breit . . . mit einem offenen Gesicht. Das Haar liegt ihr hart und strähnig um die flächigen Wangen. Die Augen sind ein wenig schräg gestellt“. Aber sie ist nicht „hier aus dem Land“, sondern „weiter nach dem Osten zu“ (S. 11 f.). Eine einheimische nicht mehr so junge Wendin beschreibt er „dicklich und faul, schwarzhaarig und ein wenig gelblich von Haut“ (S. 130).

In einem reichlich romanhaft behandelten Aufsatz

„Mecklenburg um 1500“ hat ferner Hans W. Barnewitz die Wenden der Dömitzer Gegend als „kleine gelbhäutige und schwarzhaarige Gestalten“ dargestellt. Die „Mecklenburgischen Monatshefte“ (Jg 1929, S. 302) haben diese Beschreibung übernommen.

Mögen Menschen von solchem Äußeren immerhin in der Fabelheide vorkommen, in der Gegend Mecklenburgs, in der sich am längsten die wendische Sprache und Volksart erhalten hat, wendisch braucht dieser Typus darum noch nicht zu sein. Fritz Trost hat schon (Zeitschr. Mecklenburg. Jg 1927, S. 47) sehr mit Recht an die von N. Asmus aus den frühgeschichtlichen Gräbern Mecklenburgs festgestellten langschädelligen Slawenköpfe erinnert und darauf hingewiesen, daß auch Hans F. K. Günther, wie übrigens alle Kenner, die Urslawen als einen Zweig „nordischer Rasse wie die Germanen“ ansieht.

Da ohne jeden Zweifel die Slawen gleich den Germanen nordischen Ursprungs sind, kann in der Vorzeit ihre körperliche Erscheinung nicht allzu verschieden gewesen sein. So erscheint der Versuch einer Scheidung der körperlichen Merkmale ge-

wagt. Trost kann es daher wahrscheinlich nennen, daß das „Ebenbild dieser mittelalterlichen Wenden“, das Adamus „vor allem in der unteren Warnowniederung südlich Rostock beobachtet“ haben will, „weniger auf wendische Vorfahren als auf deutsche Einwanderer“ zurückgeht. „In ganz Niedersachsen, einschließlich Westfriesland, ist dieser Typ nämlich zu Hause.“

Nun aber entsteht die Frage: Waren die Wenden, als sie sich auf Mecklenburgs Boden ausbreiteten und dort die Herrschaft ausübten, überhaupt noch eine anthropologisch einheitliche Masse? Wären sie es gewesen, so hätten sie nur einen ausgesprochen nordischen Charakter tragen können.

Abgesehen von germanischen Einschlägen, von deren Möglichkeit schon gesprochen wurde, ist nun angesichts der regen nordisch-slawischen Beziehungen, die auf altslawischem Boden immer deutlicher in Erscheinung treten, mit der weiteren Möglichkeit zu rechnen, daß, namentlich in der wendischen Adelschicht, eine Mischung mit nordischem Blut stattgefunden haben kann. Durch beides würde der von Hause aus nordische Charakter der Urslawen noch eine Verstärkung gefunden haben.

Andererseits besteht aber auch die entgegengesetzte Möglichkeit, daß gleich anderen Slawenstämmen auch die Wenden bei ihrem Einrücken in Mecklenburg schon mit finnisch-ugrischen oder turk-tatarischen Elementen (besonders Awaren) vermischt waren. Aus dieser Mischung wären dann die dunkleren Bestandteile ins Wendenvolk geraten, die man heute bei uns landläufig als typisch wendisch ansieht. Diese wären dann also überhaupt nicht wendischen Ursprungs, sondern lediglich durch Blutmischung aufgepropft.

Es handelt sich hier um Erscheinungen, die nicht auf Mecklenburg beschränkt sind und daher eine Betrachtung in weiterem Rahmen erfordern. Noch viel stärker als in Mecklenburg fällt z. B. im Gebiet der Tschechen eine Parallelerrscheinung in die Augen. Eb. Kranzmeier hat (Carinthia. Jg 1925, S. 65 ff.) auf das unter den Tschechen besonders verbreitete mongoloide Aussehen aufmerksam gemacht, wogegen sogar die Südslawen die äußeren Züge nordischer Rassenzugehörigkeit viel reiner erhalten hätten. Er meint, den stärkeren mongolenähnlichen Einschlag hätten die Tschechen schon aus ihrer Urheimat, „ihren asiatischen Sitzen“, mitgebracht.

Selbstverständlich kann von der Urheimat, zumal einer asiatischen, keine Rede sein. Überhaupt einen so starken, an sich völlig unslawischen und die Parallelererscheinungen bei allen westlichen, ja sogar bei den südlichen Slawenstämmen weit überrtreffenden Einschlag als mitgebracht anzusehen, erscheint gewagt. Ist auch eine solche Mischung während der Wanderung bis zu einem gewissen Grade, wie sie auch andere Slawenstämme zeigen, keineswegs ausgeschlossen, so kann ihr besonderes Hervortreten doch wohl nur aus den besonderen Verhältnissen der neuen und endgültigen Heimat erklärt werden. Und gerade hier im Sudetengebiet ist schon für die vorgeschichtliche Zeit als herrschender Typ der homo Sudeticus festgestellt worden, dessen charakteristische Züge auch unter den Tschechen von heute noch eine deutlich bemerkbare Rolle spielen. Hier ist die Überdauerung eines vorgeschichtlichen Menschentyps, der längst vor der Slaweneinwanderung, ja vor Marbods Sweden und sogar vor den keltischen Bojern hier geherrscht haben muß, nachgewiesen. Auf ihn wird auch der starke mongoloide Einschlag der Tschechen — wenigstens in der Hauptsache — zurückzuführen sein.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß der sehr viel weniger hervortretende dunkle Einschlag bei den Mecklenburgern, der, wie wir sahen, auch mongoloide Züge trägt, auch — neben der Möglichkeit der Mitschleppung bei der Slaweneinwanderung — auf ähnliche uralte vorgeschichtliche Rückstände zurückgeht. Daß er besonders deutlich in dem Gebiet längster Dauer des Slawentums (Fabelheide) erscheint, würde nicht dagegen sprechen. Die Rückzugsgebiete, in denen die Reste der unterlegenen Völker ihre Zuflucht suchen, bleiben immer dieselben. Da wo es die Wenden taten, wären also lange vorher schon die Reste einer älteren dunklen Bevölkerung zusammengedrängt gewesen, deren körperliche Erscheinung später unter den Slawen und noch später unter den deutschredenden Nachfolgern weiterlebte.

Aber die Erklärung durch eine uralte eingeseffene dunkle Schicht ist bei uns nicht so zwingend wie in Böhmen mit seinem besonders starken Hervortreten der dunklen Mongoloiden und dem sehr verbreiteten vorgeschichtlichen Typ, der als Ursprung dieser Mongoloiden angesehen werden kann. Bei dem in Mecklenburg viel schwächer ver-

tretenen dunklen Typ würde vielleicht schon die Erklärung durch Mitschleppung bei der Einwanderung genügen. Auf keinen Fall aber darf man in der körperlichen Erscheinung dieser Dunklen typisch slawische Züge suchen.

Hiermit sind Dinge berührt, die sich vorerst nur vermuthungsweise andeuten lassen, aber sicher eingehendster Erforschung wert sind.

Ich komme nun auf die anfangs gestellten Fragen zurück und kann sie nur dahin beantworten, daß der mecklenburgische Mensch in seiner heutigen Prägung im wesentlichen erst aus der Zeit nach 1160 datiert. Nachwirkungen aus früheren, zum Teil sehr viel früheren Zeiten, sind nicht nur möglich, sondern unzweifelhaft vorhanden.

Damit ist schon gesagt, daß vom mecklenburgischen Menschen als einer sich stets gleichbleibenden Masse in keiner Weise die Rede sein kann. Die ersten Bewohner unseres Landes sind von außen in mehreren verschiedenartigen Schüben eingewandert. Infolge der Völkerwanderung riß die Entwicklungslinie ab. Nur dünne Fäden leiten vielleicht hinüber zur slawischen Neubefiedlung um 600. Nach 1160 erfolgte eine scharfe Wendung der Entwick-

lungslinie; die deutsche Wiederbesiedlung schuf den mecklenburgischen Menschen deutscher Prägung.

Dieser wandlungsvolle Entwicklungsgang schließt es aus, daß der mecklenburgische Mensch eine anthropologische Einheit sein kann. Es gibt Unterschiede in der Körpergestalt unserer Bevölkerung, deren Erforschung nach Art, örtlicher Verteilung und Herkunft noch in den Anfängen steht.

Haben nun also beim Werden des mecklenburgischen Menschen nichtdeutsche, vor allem slawische Einflüsse in unbestreitbarer Weise mitgewirkt, so ist darum doch dieser mecklenburgische Mensch ein vollgültiger Deutscher, um kein Haar geringer als andere deutsche Stämme oder landschaftlich gesonderte Volksteile. Auch andere deutsche Volksteile haben im Laufe der Jahrtausende mehr oder weniger fremde Bestandteile in sich aufgenommen. Wo gibt es überhaupt in Europa eine Gegend, deren Volksart von der Urzeit bis heute sich immer gleich geblieben wäre? — Über die fremden Bestandteile sind im übrigen deutschen Sprachgebiet wie bei uns nicht nur durch Annahme der deutschen Sprache rein äußerlich

dem deutschen Lebenskreise angegliedert worden; sie sind darüber hinaus durch vielhundertjährige und sogar längere fortgesetzte Blutmischung, durch ebensolange innerliche Teilnahme an allem, was deutsches Volk erlebt und erlitten, geschaffen und erdacht hat, und nicht zuletzt durch ein starkes, unzerstörbares Bewußtsein der Zusammengehörigkeit ganz und gar äußerlich wie tiefinnerlich die Unfern geworden — unzertrennbar mit dem deutschen Leben und Wesen verwachsen.

Wie wäre ein so inniges Zusammenwachsen möglich gewesen, wenn nicht Niedersachsen und Wenden durch ihren gemeinsamen nordischen Ursprung einander körperlich ähnlich und auch geistig nahe verwandt gewesen wären?

Wohl gibt es heute noch Mecklenburger, für die sich slawischer Ursprung nachweisen oder wahrscheinlich machen läßt. Sie sind nicht die Schlechtesten unter uns. Aber die slawischen Bestandteile reinlich aus dem mecklenburgischen Volke herauszufondern, ist gleichwohl heute und schon längst ein Ding der Unmöglichkeit. Es gibt keinen einzigen Mecklenburger, von dem man sagen könnte, daß er, abgesehen von der von allen geredeten

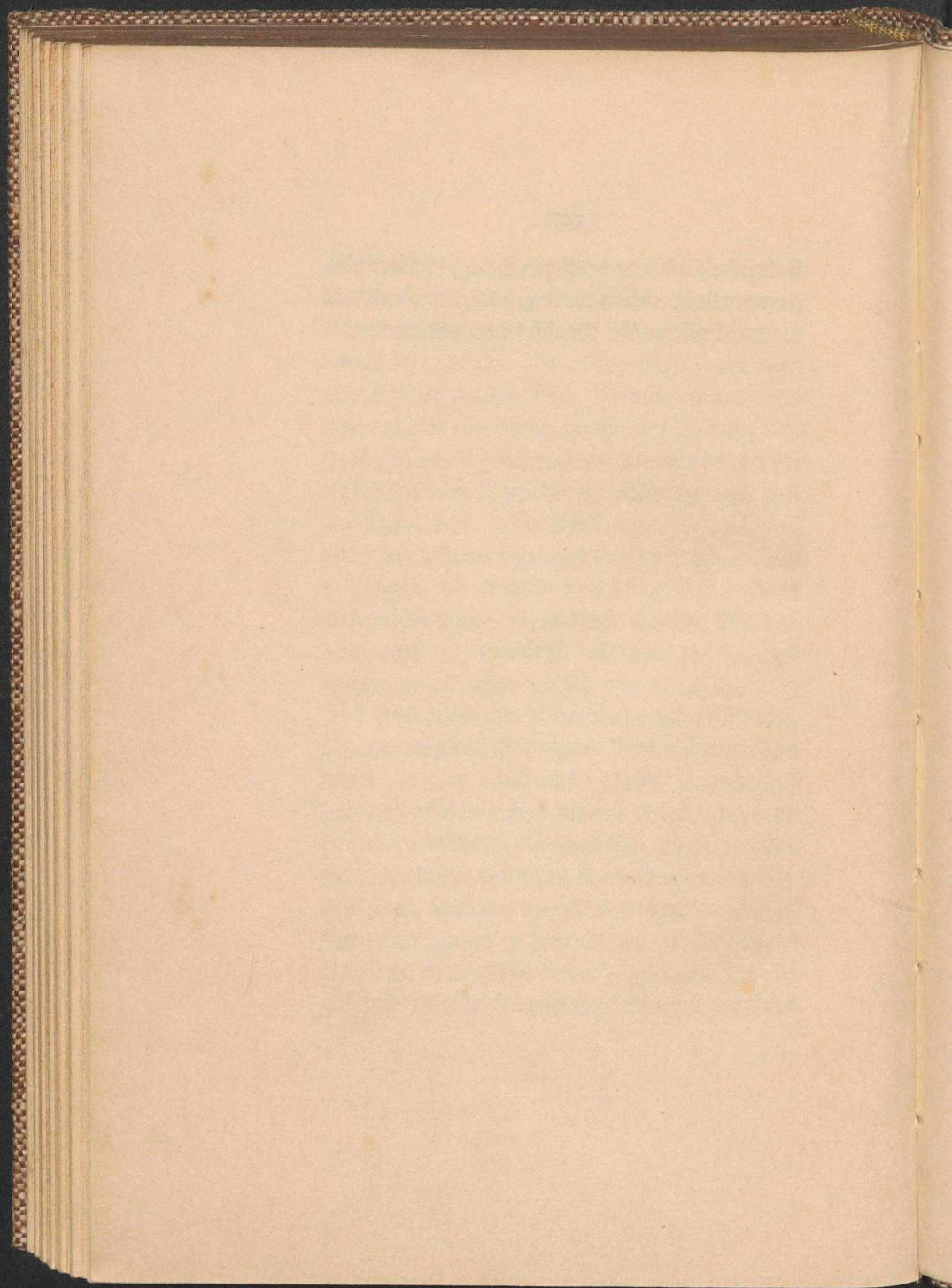
deutschen Sprache, ganz und gar als Slawe zu betrachten sei. Es gibt sogar keinen einzigen Mecklenburger slawischer Herkunft, der nicht zugleich zu einem beträchtlichen, im allgemeinen sogar weit aus überwiegenden Teile Deutscher wäre. Dagegen gibt es eine große, gewiß stark überwiegende Zahl von Mecklenburgern, bei denen von irgend einer merklichen slawischen Beimischung kaum oder gar nicht die Rede sein kann.

Sind wir also der Herkunft und auch den anthropologischen Merkmalen nach keine völlig restlos einheitliche Masse, so sind wir weitaus überwiegend nach der Herkunft, alle aber in Sprache, Fühlen und Denken deutsch, nur deutsch!

Das muß heute mit allem Nachdruck gesagt werden, wo die ohne alles eigene Verdienst und Würdigkeit lediglich durch unser großes Unglück und den noch größeren Haß unserer Feinde emporkommenden kleineren Slawenvölker unersättlich von weiterem Raub deutschen Bodens träumen.

Für solche Träume hat Mecklenburg — mag es immer vor vielen Jahrhunderten vorübergehend slawisches Land gewesen sein — nur schärfste und allerbestimmteste Ablehnung. Nur im deutschen

Kulturkreise und im deutschen Staat, in die er hineingeboren ist und in die er gehört, kann und will der mecklenburgische Mensch leben und wirken.



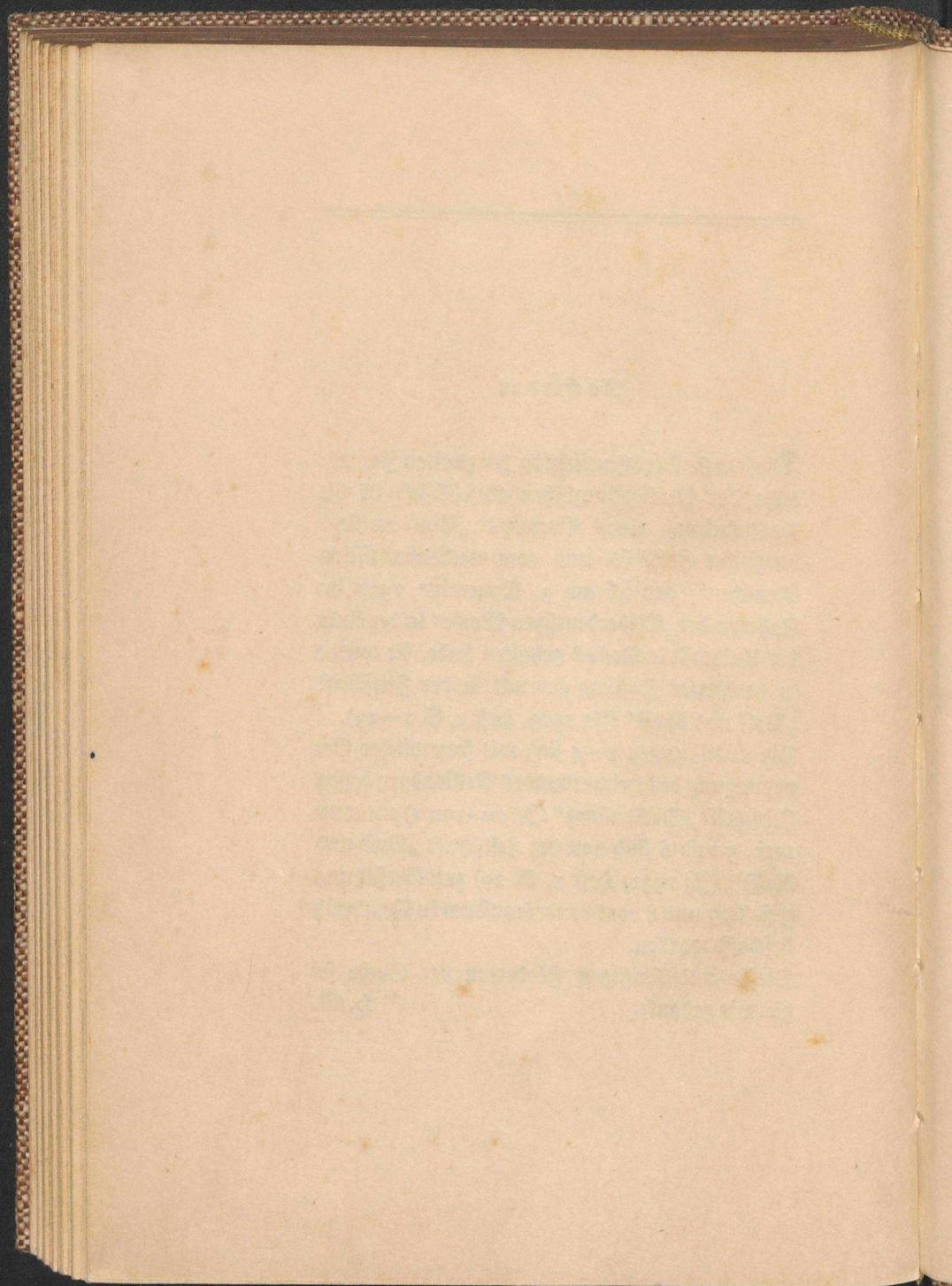
Nachwort

Diese erste Veröffentlichung der zweiten Jahresreihe der Mecklenburgischen Gesellschaft ist die Ausgestaltung eines Vortrags „Von mecklenburgischer Geschichte und vom mecklenburgischen Menschen“, den ich am 3. November 1927 im Rahmen der „Niederdeutschen Woche“ in der Aula der Universität Rostock gehalten habe. Er wurde in verkürzter Fassung gedruckt in der Zeitschrift „Volk und Rasse“ (Jg 1929, Heft 1, S. 1—13).

Die Abbildungen 1—4 sind mit freundlicher Genehmigung des Heimatbundes Mecklenburg dessen Zeitschrift „Mecklenburg“ (Jg 22 «1927») entnommen, 5 und 6 sind von der Zeitschrift „Volk und Rasse“ (Jg 1931, Heft 1, S. 19) zur Verfügung gestellt, 7 und 8 vom Landesmuseum in Neustrelitz beschafft worden.

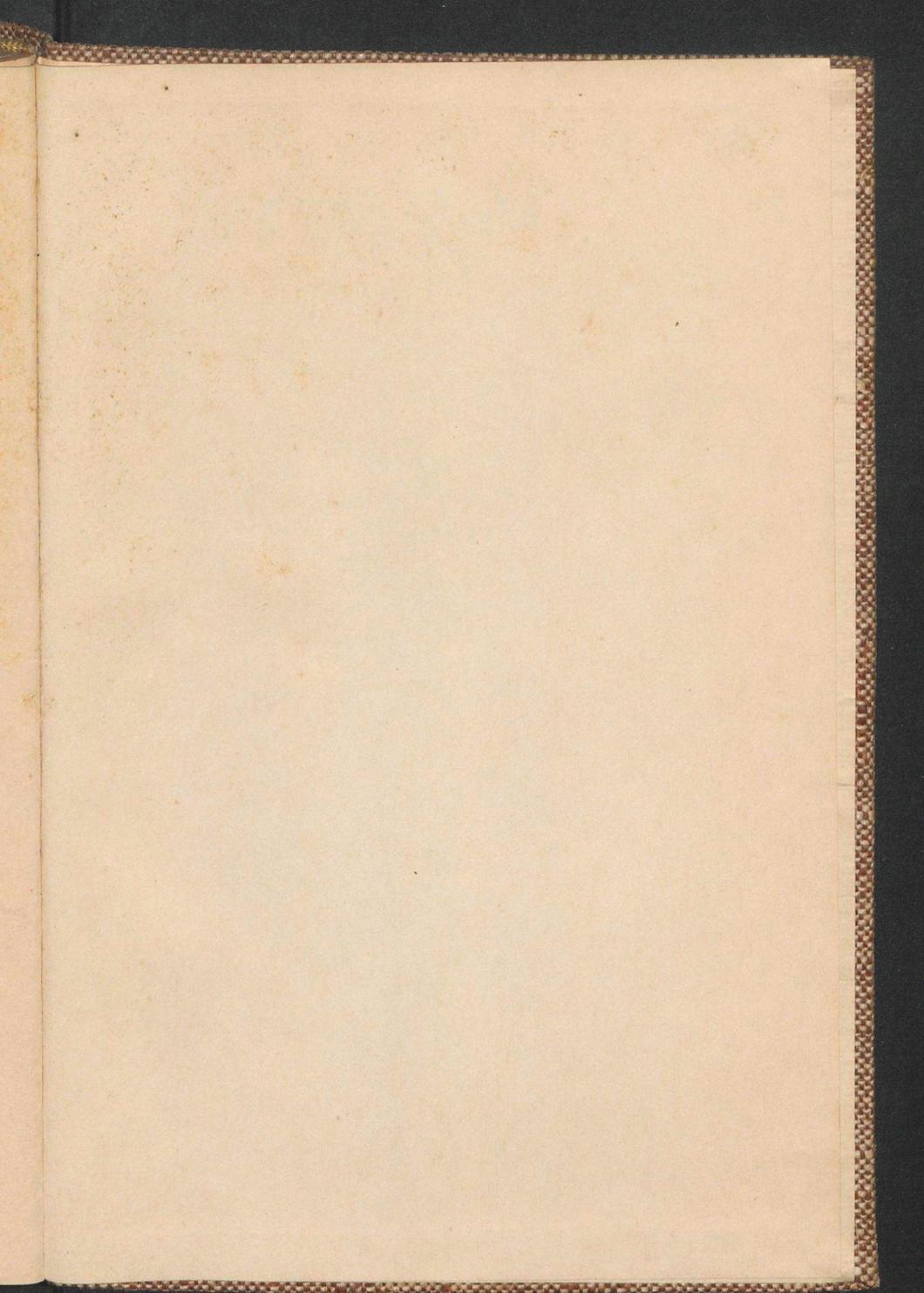
Diesen und sonstigen Förderern der Sache sei hiermit gedankt.

H. W.



Alle für die
Mecklenburgische Gesellschaft
bestimmten Zuschriften wie Bei-
trittserklärungen, Wünsche um Aus-
kunft usw. bitten wir zu richten an die
persönliche Anschrift: H. Junge,
Schwerin i. M., Grüne Straße 10

Druck der Dffizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig

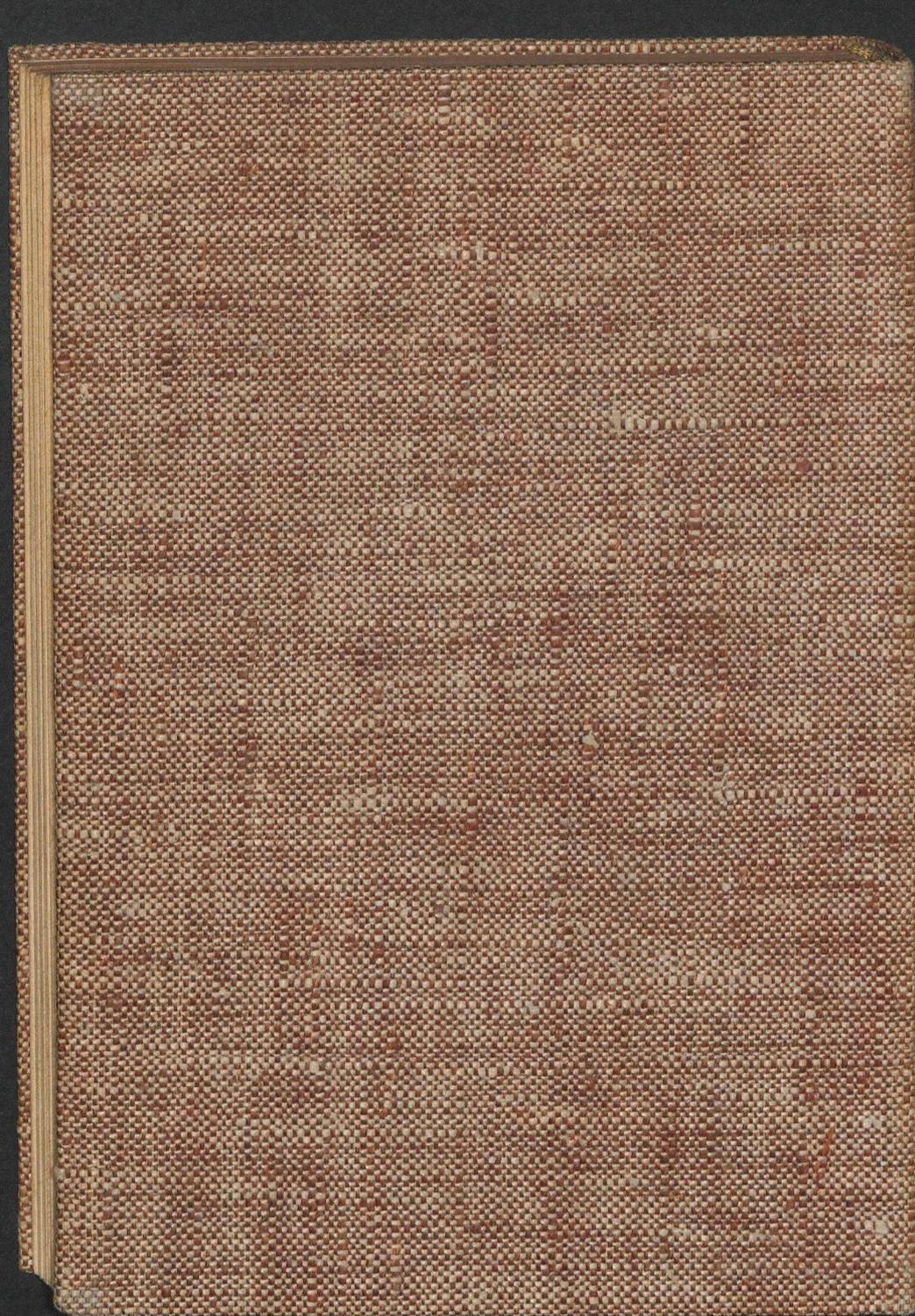


36

48-

Wesley 2027

24. Okt. 1984



dem deutschen Lebenskreise angegliedert worden; sie sind darüber hinaus durch vielhundertjährige und sogar längere fortgesetzte Blutmischung, durch ebensolange innerliche Teilnahme an allem, was deutsches Volk erlebt und erlitten, geschaffen und erdacht hat, und nicht zuletzt durch ein starkes, unzerstörbares Bewußtsein der Zusammengehörigkeit ganz und gar äußerlich wie tiefinnerlich die Unfern geworden — unzertrennbar mit dem deutschen Leben und Wesen verwachsen.

Wie wäre ein so inniges Zusammenwachsen möglich gewesen, wenn nicht Niedersachsen und Wenden durch ihren gemeinsamen nordischen Ursprung einander körperlich ähnlich und auch geistig nahe verwandt gewesen wären?

Wohl gibt es heute noch Mecklenburger, für die sich slawischer Ursprung nachweisen oder wahrscheinlich machen läßt. Sie sind nicht die Schlechtesten unter uns. Aber die slawischen Bestandteile reinlich aus dem mecklenburgischen Volke herauszufondern, ist gleichwohl heute und schon längst ein Ding der Unmöglichkeit. Es gibt keinen einzigen Mecklenburger, von dem man sagen könnte, daß er, abgesehen von der von allen geredeten

